

flutter.

Magazin der Bundeszentrale für politische Bildung

Feiern



Ausgaben

www.fluter.de/hefte

K



Sich nicht unterkriegen lassen und stattdessen feiern, wer man ist: wie hier auf der Pride in São Paulo in Brasilien

Kriege, Klimawandel und Gesellschaften, die anscheinend gar nicht mehr zusammenfinden: Sich da selbst zu feiern, kommt einem schon komisch vor. Wir haben daher länger überlegt, ob wir in diesem Editorial wirklich 100 Ausgaben fluter abfeiern wollen.

Gleichzeitig ist es doch auch okay, sich selbst einmal in den Mittelpunkt zu stellen und stolz auf etwas zu sein, das man geschafft hat. Und irgendwo müssen Mut und Zuversicht ja auch herkommen.

All die Geschichten und Menschen, denen wir in den vergangenen 100 Ausgaben des fluters begegnet sind, haben uns jedenfalls nicht nur richtig Freude gemacht. Sie haben vor allem immer wieder gezeigt, wie unterschiedlich Lebensrealitäten sind und dass es ein großer Irrtum ist, die eigene zum Maßstab aller Dinge zu machen. Es lohnt sich vielmehr, neugierig zu bleiben.

Manchmal haben wir uns Themen überlegt oder Texte geschrieben, die nicht bei allen richtig gut ankamen. So mancher Besuch in Schulklassen hat uns das deutlich gemacht. Schön war's nicht, wenn uns eine 17-Jährige gesagt hat, dass ein Text nicht verständlich war. Geholfen hat es uns aber schon. Zum Beispiel um noch konkreter, kürzer oder näher an euch zu sein.

Trotzdem ist Lob natürlich schöner. Wir leiten innerhalb unserer Redaktion keine Mail so gerne weiter wie die, in der steht, wie toll jemand eine unserer Ausgaben oder einen bestimmten Text fand. Denn natürlich wollen auch wir das erfahren, was eines der wichtigsten Ziele politischer Bildung ist: Selbstwirksamkeit.

Politische Bildung muss weder den Ansprüchen von einzelnen Parteien noch von Menschen in Machtpositionen genügen. Sie gehört den Menschen und muss für sie gemacht sein. Es geht darum, die Gesellschaft und sich selbst besser zu verstehen, und sich zu überlegen, was einem wichtig ist. Demokratie muss lebendig sein. Ohne euren Mut, eure Ideen und euren Widerspruch kann sie nicht wachsen, sondern ist ihren Feinden ausgeliefert.

Uns ist es deshalb wichtig, rauszugehen in die Welt, egal ob Stadt, Dorf oder irgendwas dazwischen. Rein in die Freibäder und Gyms, ab aufs Schützenfest und zuhören. Was macht ihr so? Was ist euch wichtig? Wie können wir besser zusammenleben? Genau das versucht der fluter mit jeder einzelnen Ausgabe: sich mit verschiedenen Realitäten zu befassen, auf Missstände aufmerksam zu machen und zu zeigen, was Menschen bewegen können.

Wir sind uns sicher: Jede Person hat eine Geschichte, die es sich zu erzählen lohnt. Die nächsten 100 Ausgaben des fluters können also kommen. In diesem Sinne: Auf euch und uns!

*Sabrina Gaisbauer, Ann-Kristin Schöne
und Katharina Wellems*

UNSER COVER

Immer zu Youtube-Tutorials tanzen?

Das reicht Nele (20) nicht. Hier ist sie auf einer inklusiven Party. Mehr auf Seite 35.

Inhalt

- 5 Durch die Nacht**
... mit Josefine, Max und ihren Leuten
- 11 Arbeiten, damit andere feiern können Teil 1**
Die Scheiße macht sich nicht von alleine weg: Dávid hat auf deutschen Festivals gearbeitet
- 12 Fuffies im Club**
Mehr Geld für Konzerte und Böller, weniger Alkohol: ein paar Zahlen rund ums Feiern
- 14 Kuschneln statt Kater**
Kuschneln mit Fremden? Naomi hat es ausprobiert
- 16 Auf uns**
20-Jährige haben's gut in Japan. Es gibt einen eigenen Feiertag für sie
- 19 Safety first!**
Spanien will Feiernde vor sexistischen Sprüchen, Grapschen und Gewalt schützen
- 22 Damals gute Laune, heute gute Laune**
Was Feiern über Macht und Zugehörigkeit verrät
- 24 Systematisch laut**
Die Party steigt auf der Straße: ein Besuch bei den mobilen Discos in Jamaika

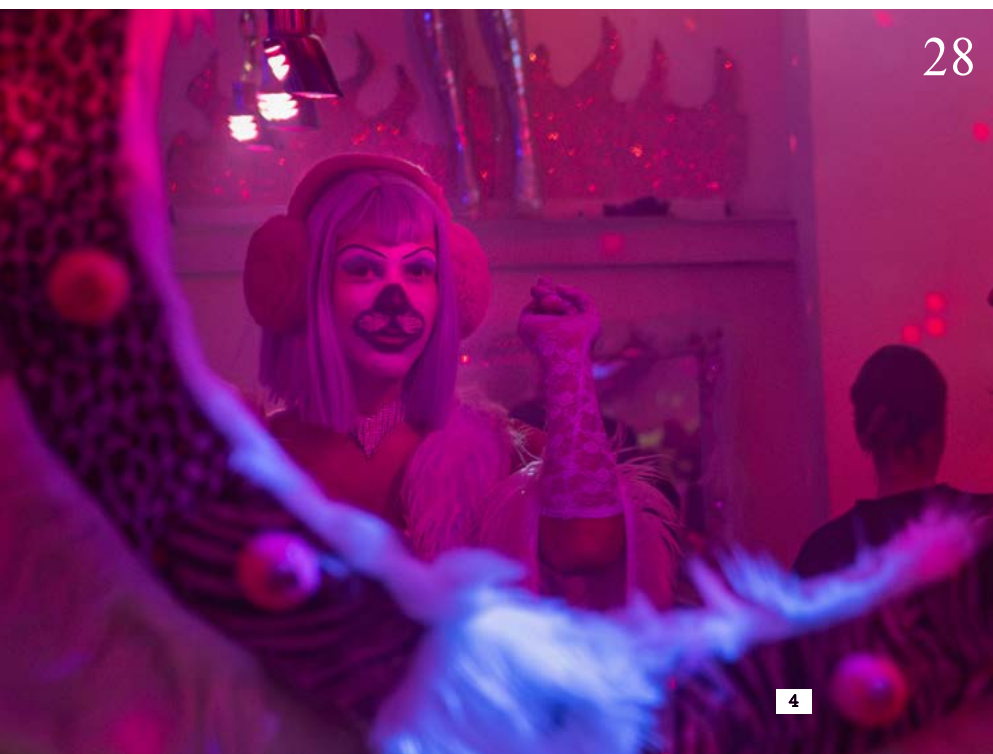
- 26 Eine kleine Geschichte des Rauschs**
Schon lange suchen Menschen den Rausch – und finden ihn in Pflanzen, Pilzen und Pulvern
- 28 So verdammt nah dran**
In Georgien sind Clubs Orte des Widerstands. Aber sie sind bedroht
- 32 Hier geblieben!**
Wer auf dem Land aufwächst, will weg? Sophia und Josef nicht
- 34 Arbeiten, damit andere feiern können Teil 2**
Wenn Polizeikommissarin Antonia auf lauten Partys aufkreuzt, ist der Spaß nicht automatisch vorbei
- 35 Girls just wanna have fun**
Wir waren zusammen mit Magda und Nele auf einer Party für Menschen mit Behinderung
- 38 Arbeiten, damit andere feiern können Teil 3**
Veit strampelt auf seiner Rikscha Feuerwütige durch München und hat schon einiges erlebt
- 39 Hier lang bitte**
Wie sich Menschen in Massen bewegen, erforscht Prof. Dr. Anna Sieben



Geht aufs Haus:
Der fluter kommt
kostenlos zu dir
fluter.de/hefte



- 40 Deine Feste, meine Feste**
Ob Lederhose oder Sari – Risha und Florian kennen inzwischen beides
- 42 Macarons bei Macron**
Wie feiern eigentlich Staaten? Eine Einladung in die Französische Botschaft
- 45 Arbeiten, damit andere feiern können Teil 4**
Wenn Gäste im Hotel flirty werden, hört für Animateurin Lea der Spaß auf
- 46 Golden Girl**
Auf 100 Jahre Leben und Feste blickt Gunda Pauckner zurück
- 48 YODO**
You only die once: Fünf junge Menschen denken über ihre eigene Beerdigung nach
- 50 Vorschau & Impressum**



Durch die Nacht

Text: Lena Fiedler
Fotos: Leon Joshua
Dreischulte



In den Club oder zu teuer? Schnaps oder Wasser? Bleiben oder alleine heim? Unterwegs mit Josefine, Max und ihren Leuten



Vor Pepe liegt ein halbes Brathähnchen. Mit fettigen Fingern zupft er das Fleisch vom Knochen. Ein Nachmittag im August, Semesterende. Zusammen mit seinen Freundinnen und Freunden sitzt Pepe bei 32 Grad unter einem Baum. Er trägt ein Basketball-Shirt von Portland und eine kurze Trainingshose, dazu Gummiclogs. Hat er den Look extra zum Feiern ausgewählt? „Actually not.“ Er sei gerade umgezogen und habe noch nicht mal einen Spiegel. So oder so, wer sich hier wie anzieht, interessiere ihn nicht, und die anderen in der Gruppe auch nicht.

Die Freundesgruppe von Pepe kennt sich aus dem Studium, viele von ihnen werden im Laufe des Tages dazustoßen. Max nimmt derweil ein paar Dosen Cider aus seinem Jutebeutel. Die waren im Angebot, „1,10 Euro die Dose“. Max, so wie die anderen Anfang 20, studiert Stadt- und Raumplanung. Er trägt ein schwarzes I-3-New-York-Shirt, auf dem ein Weed-Blatt das Herz ersetzt. Kiffen steht bei der Gruppe hoch im Kurs. Vor allem bei Kumo, der sein Weed den Rest des Abends nicht aus den Augen verliert. Auch nicht, als Ambra dazukommt. Seine neue Freundin. Sie daten seit drei Wochen. Er sei poly. Sein Studiengang: Gärtnerischer Pflanzenbau. Auf eine Karriere mit vielen Arbeitsstunden wie bei seinem Vater, Wirtschaftsprüfer, habe er keinen Bock. „Ich habe gesehen, dass man mit Geld nicht glücklich wird.“

Nun biegt auch Josefine um die Ecke. Sie lässt ihr Fahrrad ins Gras fallen und wischt sich den Schweiß aus dem

Gesicht. Ihr Partytag hätte schon zu Ende sein können: Morgens um neun, direkt nach der letzten Klausur, hatten sich Max und Pepe bei Josefine in der WG zum Sektfrühstück getroffen. Als der Alkohol leer war, ist Josefine erst einmal ins Bett. Seit ihrem Mittagsschlaf sei sie aber wieder fit. Sie nimmt sich eine Dose Cider und erzählt von einer Party am vergangenen Wochenende in der Engelsburg, genannt E-Burg, einem Kulturzentrum. Sie sei „so besoffen“ gewesen. „Wir sind schon so sozialisiert, dass Alkohol zum Feiern dazugehört“, sagt sie. Normalerweise bleibe es eher so bei zwei, drei Bier am Abend. Wenn sich das Trinken nicht mehr gut anfühlt, verordneten sie sich mal eine Woche Detox.

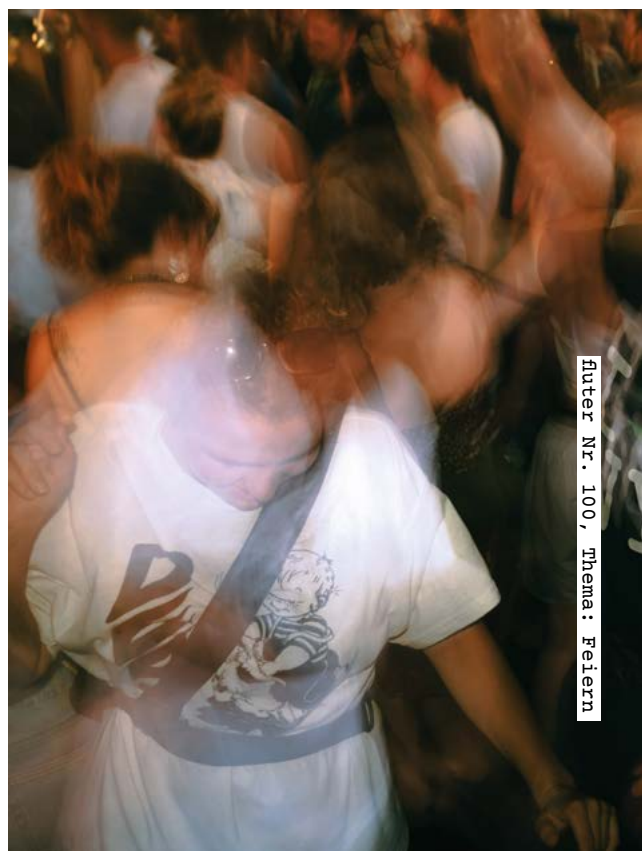
Auch wenn es anders klingt: Eigentlich geht die Gruppe nicht so häufig aus. „Wir wohnen noch nicht so lange hier, deswegen bekommen wir von manchen Events noch nichts mit“, sagt Josefine. Sie sind alle aus dem Westen hergezogen, aus Städten wie Münster oder Passau, und kennen sich übers Studium. Erfurt finden sie schwierig, „tote Nummer“. Wenn es mal Partys im Club gebe, seien die mit Preisen zwischen 15 und 25 Euro häufig zu teuer. Das können sich nicht alle leisten. Zumal ein Großteil von ihnen auch am Ende des zweiten Semesters noch immer aufs BAföG wartet. Die meisten jobben nebenher. Auch die, die Geld von ihren Eltern bekommen.

Frieda, rothaarig, mit Fellstulpen an den Beinen, stößt zur Gruppe. Dann geht es an die Gera am Rande des Parks, um sich abzukühlen. Eine Flasche Sekt wandert ins Flussbett. Badesachen hat kaum jemand dabei, Unterwäsche tut es auch.

Kumo fühlt sich eigentlich wohl in Erfurt. Wenn da nicht der Rechtsextremismus wäre. Der AfD-Landesverband in Thüringen wird seit 2021 vom Landesamt für Verfassungsschutz als „erwiesen rechtsextremistisch“ eingestuft. Kumo wohnt in Herrenberg, einem Stadtteil, in dem die AfD bei der vergangenen Landtagswahl im Jahr 2024 auf 40,1 Prozent kam. Zudem gibt es in Erfurt eine gewaltbereite Neonazi-Szene.

„Wenn man abends nach Hause geht, muss man schauen, wer einem folgt“, stimmt einer von ihnen zu. Er ist Teil einer Gruppe bei einem Messenger-Dienst, in der sich Nutzerinnen und Nutzer gegenseitig warnen können, wenn sie rechtsextreme Demos, Treffen oder Aktionen beobachten. „Wenn ich Leute mit Fascho-Vibes sehe, schau ich lieber zu, dass ich sicher bin.“

Eine weitere Freundin kommt vorbei. Lily ist nach einer Ausbildung in Berlin nach Erfurt gezogen, um hier zu studieren. Mit 24 Jahren ist sie die Älteste der Gruppe. Lily hat auf ihrem Handy gesehen, wo die anderen gerade sind, und sich entschlossen vorbeizugehen.



Fluter Nr. 100, Thema: Feiern

kommen. Sie teilt ihren Standort dauerhaft. Carla mache es genauso. Es gebe ihr ein Gefühl der Sicherheit. „So weiß ich, wenn nachts alle sicher zu Hause sind“, sagt sie. Auch wenn sie oder Freundinnen auf Dates sind. Carla wurde schon häufiger im öffentlichen Raum belästigt, auch in der Bahn. Deswegen fahre sie im Dunkeln lieber Fahrrad. Erfurt werde nachts schnell leer.

Max war noch mal rasch im Supermarkt, den Jutebeutel wieder voll mit Nachschub. Geld will er dafür erst mal nicht von den anderen. Das nächste Mal sei jemand anderes dran. Sie drehen sich Zigaretten mit dem Tabak eines anderen oder sippen bei Getränken mit. „Aber manche schnorren mehr als andere“, sagt Max. Bei größeren Ausgaben werde der Betrag aufgeteilt. „Ich kriege noch Geld vom Sektführstück“, fällt Josefine ein.

Heute Abend wollen es die Freundinnen und Freunde mit einem Club im ehemaligen Güterbahnhof versuchen. Es ist Mittwoch, da ist der Eintritt in der Regel frei. Eigentlich gute Nachrichten, aber dann sei die Party Mainstream, viele kämen nur noch, weil es kein Geld koste. „Kostenlos ist kulturlos“, findet Kumo.

Bevor es in den Club geht, will die Gruppe noch was essen. Vor dem Dönerladen in der Innenstadt türmen sich die Fahrräder. Es werden Vorhersagen für den Abend getroffen. Josefine werde jemanden mit nach Hause nehmen und

Max als Letzter heimgehen. Kurzer Boxenstopp bei Frieda. Pepe muss aufs Klo, und die anderen wollen kurz die WG auschecken. Ambra öffnet einen kleinen Jägermeister. Ihr Lieblingsschnaps? „Nein, ich hasse das.“ Aber sie habe den zu Hause im Schrank gefunden und gedacht, der Abend sei eine gute Gelegenheit, um ihn

zen geben mir so viel Energie.“ Typen sprechen sie auf ihre Stulpen an. Ob es damit nicht viel zu heiß sei. Frieda verdreht die Augen.

Plötzlich geht ein Wassersprinkler an: Abkühlung für alle. Die Tanzenden recken die Hände zum Himmel. Wasser und Schweiß laufen zusammen. Josefines



loszuwerden. Sie nimmt einen Schluck und verzieht das Gesicht.

Die Schlange vorm Club ist lang. Die Bässe dröhnen nach draußen, ringsherum nur Industriegebiet. In der Schlange wird über das Nachtleben in Erfurt gesprochen. Einige Bars stünden in dem Ruf, rechtes Publikum anzuziehen. Ambra geht trotzdem in diese Läden, auch wenn sie nicht dazugehört. Zum einen, weil sie einfach gerne feiert. Zum anderen aber auch, weil sie die Spaltung nicht noch weiter vorantreiben will. Sie führe lieber Diskussionen, als gar nicht erst ins Gespräch zu kommen.

Im Club riecht es stark nach Weed. Max holt sich einen Drink an der Bar. Obwohl es schon dunkel ist, trägt er noch seine Sonnenbrille. Josefine ext ein Glas Wasser. Neben Menschen in Netzstrumpfhosen, die zu Techno tanzen, stehen Männer im Hemd. Die DJ spielt Songs aus den frühen Nullerjahren, „London Bridge“ von Fergie, „Bettina, zieh dir bitte etwas an“ von Fettes Brot oder „Gasolina“ von Daddy Yankee als Technoversion.

Bevor sie ankam, sei Frieda müde gewesen, jetzt tanzt sie. „Musik und Tan-

blauer Kajalstrich verschwimmt. „Jetzt war ich heute schon zwei Mal baden“, sagt Josefine und lacht. Sie setzt sich auf die großen Stufen einer Holzterrasse und macht Pause. Sie schickt ihrem Mitbewohner ein kurzes Video aus dem Club.

Bis jetzt war kaum jemand an seinem Smartphone. Josefine zeigt, was passiert, wenn sie versucht, Instagram zu öffnen. Ein Countdown von 45 Sekunden läuft runter, den sie sich eingestellt hat, um weniger zu scrollen.

Meistens mache sie in der Zeit etwas anderes und vergesse dann ganz, auf Instagram abzuhängen. Das habe den Nachteil, dass sie wenig von dem mitbekomme, was auf der Welt so passiert. „Wenn ich dann auf Insta bin, habe ich die Zeit auf fünf Minuten begrenzt, da wird dann nur für den kurzen Fun gescrollt.“ In ihrem Fall Katzenvideos.

Pepe setzt sich dazu. Er ist weiß im Gesicht. Und still. „Wir haben einen



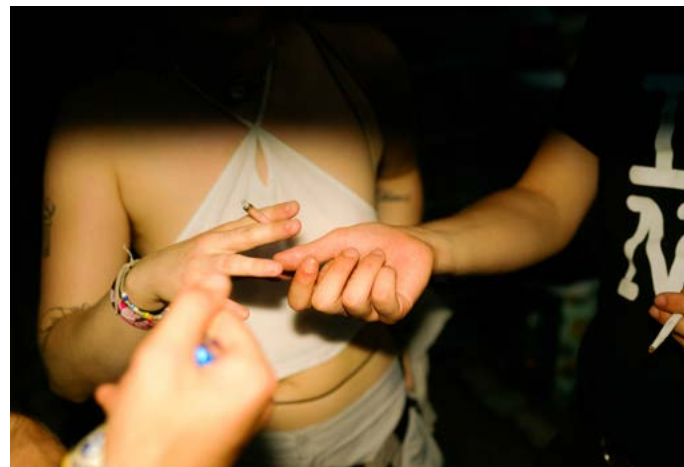




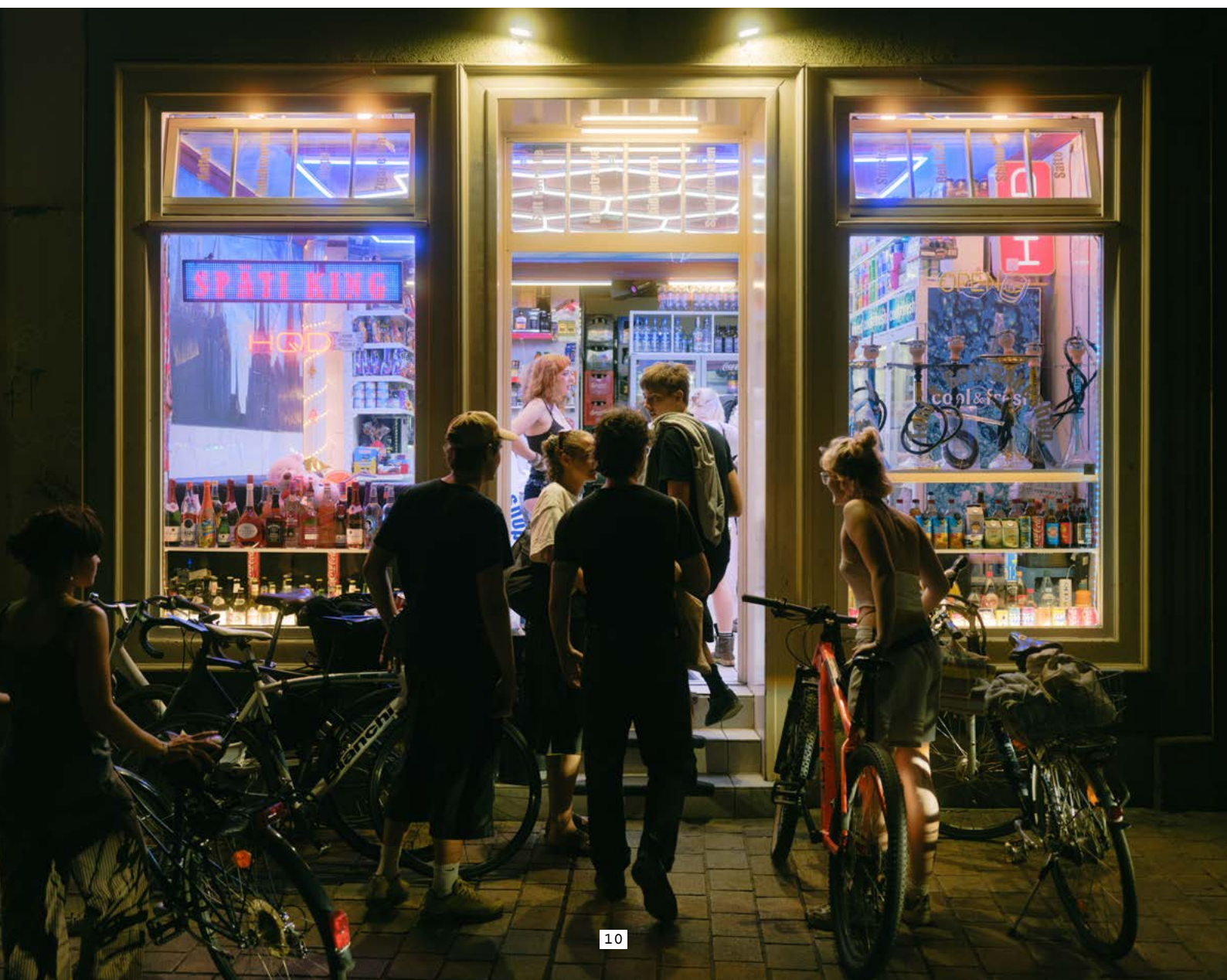
Kotzkandidaten“, stellt Josefine fest. Nach einer Flasche Wasser geht es ihm besser. Er und Josefine springen zurück auf die Tanzfläche. „Ich habe morgen nichts vor, ist ja egal, wenn ich dann den Tag tot im Bett liege“, sagt Josefine. Seit sie nicht mehr bei ihren Eltern lebt, feiere es sich freier. Während des Semesters komme das aber nicht häufig vor, weil die Projektarbeiten im Studium nicht machbar seien, wenn man den ganzen Samstag verkaternd im Bett liege.

Um 23 Uhr wird der letzte Song gespielt, „Biertornado“ vom Rap-Trio PA69. „Jetzt erst mal raus und schauen, was Lage ist.“ „Was geht in der E-Burg?“, fragt Pepe. „Sehe ich aus wie die Auskunft?“, ruft Josefine. Sie fragt ChatGPT, was heute noch in Erfurt geht. Nicht

viel, sagt die KI. Vor dem Club dauert es einige Zeit, bis sich alle in Bewegung setzen. An der ersten Weggabelung seilen sich die Ersten ab. An jedem Stopp verliert die Gruppe jemanden. Pepe geht zu Fuß nach Hause, die anderen mit ihren Fahrrädern. An einem Späti holen sich die Übriggebliebenen noch Bier, Limonade und eine Tüte Chips. In Friedas Fahrradkorb klirren die Pfandflaschen des Tages. Auf dem Wenigemarkt in der Altstadt leeren sie ihre Drinks. Carla versucht, sich noch Ambras Telefonnummer einzuspeichern, doch der Schlafmodus ist im Weg. ➡



„Mein Handy sagt, ich schlafe schon“





Arbeiten, damit andere feiern können Teil 1

Protokoll: Romy Baierlipp
Illustration: Alex Mages

Drei Tage Dauerparty – und wer räumt auf? Dávid*, 23, zum Beispiel. Der ungarische Student arbeitete einen Sommer lang auf deutschen Festivals

Vor mir lag ein freier Sommer zwischen zwei Semestern, und ich brauchte Geld. Normalerweise arbeite ich als Kellner oder auf dem Bau, um mein Studium zu finanzieren. Doch dann erzählte mir ein Kommilitone von einer Vermittlungsagentur für Festivaljobs in Deutschland. Das Angebot klang unschlagbar: ein Sommer auf großen Musikfestivals und ein Stundenlohn, von dem ich als ungarischer Student nur träumen kann.

Doch schon bald merkte ich, worauf ich mich da eingelassen hatte. Die Agentur schickte eine spärliche Packliste: Zelt, Schlafsack, Stiefel. Vor Ort knallte tagsüber die Sonne auf die Zelte, nachts wurde es eiskalt. Nach wenigen Tagen waren viele krank. Wie wenig unsere Gesundheit zählte, zeigte sich schon vor der Anreise: Die medizinische Pflichtuntersuchung war ein Witz. Ein Arzt fragte: „Bist du gesund?“ und drückte ohne jeden Check einen Stempel aufs Papier – fertig.

Mit diesem Stempel in der Tasche stieg ich zusammen mit Dutzenden anderen jungen Leuten aus Osteuropa in den Reisebus. Für die Fahrt wurden mir fast 80 Euro vom Lohn abgezogen.

Wer sich mit den Schichtleitern gutstellte, ergatterte einen Job in der Putzkolonne – dort gab es die meisten Arbeitsstunden und damit das meiste Geld. Das hieß aber auch: 12-Stunden-Schichten, pausenlos Container schrubben, Klopapier nachfüllen, Urin und Scheiße

wegwischen. Wer keine Connections hatte, landete in der Müllkolonne. Ich habe beides gemacht – und beides war schlimm.

Zum Reinigen der Klos und Duschen drückte man mir Gummihandschuhe in die Hand, die ständig rissen. Bei der Müllbeseitigung trug ich nur einfache Stoffhandschuhe. Dosenreste und andere Flüssigkeiten saugten sich durch den Stoff bis auf die Haut. Ich fischte bei sengender Hitze stundenlang Kippen aus dem Gras. Weil Müllwagen teilweise nicht auf das Gelände fahren konnten, habe ich den Müll aus meterhohen Tonnen mit bloßen Händen in Müllsäcke umgepackt. Darin lagen nicht selten gebrauchte Drogennadeln.

Nach zwölf Stunden harter Arbeit gab es oft kein warmes Wasser mehr in den Crewduschen. Wenn ein Festival vorbei war, wurden die Dusch- und WC-Container sofort abgeholt. Für mehr als 50 Arbeiterinnen und Arbeiter blieben dann zwei Dixi-Klos. Einmal befand sich unser Zeltlager direkt gegenüber der Hauptbühne. Die Bässe wumerten so heftig, dass die Zelte bebten. Irgendwann dröhnte mir der Schädel. An Schlafen war kaum zu denken. Und beim Essen gab es teilweise nicht genug für alle. Mit den Festivalbesucherinnen und -besuchern habe ich immerhin keine nennenswert schlechten Erfahrungen gemacht.

Nach fünf Festivals blieben zwar rund 2.000 Euro hängen – aber nur, weil ich extrem viele (Nacht-)Schichten geschoben hatte. Das Geld kam sehr spät. Doch das ist nicht das, was mich so wütend macht. Es ist die Art, wie man dort behandelt wurde.

Ich würde diesen Job nie wieder machen. ➔

** Name von der Redaktion geändert*



Fuffies im Club

Teure Tickets, weniger Discos,
mehr Böller. Wir schauen,
wo das Geld steckt

2025 zählte die Gema

267.145

Konzerte in Deutschland.

Musikveranstaltungen in Deutschland
machen einen jährlichen Umsatz von

5,6 Milliarden Euro (2023)

Der größte Veranstalter ist Live Nation
mit seiner Tochterfirma Ticketmaster,
gefolgt von CTS Eventim.

Ein Ticket für einen Act der Top-100-Tourneen weltweit kostete
laut Branchenanalysedienst Pollstar 2024 durchschnittlich

135,92 US-Dollar

- ein Anstieg von rund 40 Prozent gegenüber 2019. Gründe dafür
sind, dass Acts hauptsächlich mit Live-Auftritten verdienen, da
Streaming nur wenig Geld bringt, zudem sind die Kosten in der
Konzertbranche in den vergangenen Jahren stark gestiegen. Auch
Zweitmarkt-Plattformen für Tickets und das sogenannte Dynamic
Pricing treiben die Preise in die Höhe.

32,80 Euro

gibt jede Besucherin und jeder Besucher im
Schnitt am Tag auf einem Volksfest aus - vor
allem für Essen und Getränke. Damit machen
die Schaustellerinnen und Schausteller
jährlich rund

6,51 Milliarden Euro Umsatz.

Unter den Stars erzielte
Taylor Swift die meisten
Einnahmen: Allein mit einem
Konzert der Eras Tour soll sie

13,6 Millionen US- Dollar

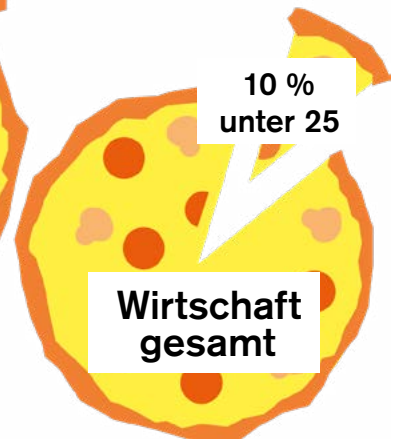
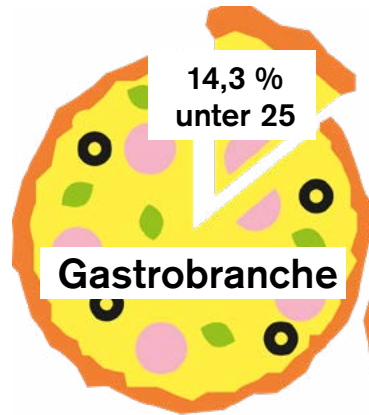
eingonnen haben.



14,3 Prozent

Recherche: Carmen Freyas

der Menschen, die in der Gastro arbeiten, sind unter 25. Relativ viele im Vergleich zu anderen Branchen. Insgesamt arbeiten etwa 1,1 Millionen geringfügig Beschäftigte im Gastgewerbe (2025).



Luftschlangen, Ballons und Konfetti: Der deutsche Markt für Party-Utensilien betrug im Jahr 2025 rund

1

US-Dollar.

Deep Market Insights schätzt, dass Deutschland bis 2034 den größten Marktanteil in Europa haben wird.

Der Verkauf von Silvesterfeuerwerk erreichte 2024/2025 in Deutschland erneut einen Rekord: Der Umsatz lag laut des Verbands der pyrotechnischen Industrie bei

197
Millionen
Euro

ein Plus von rund zehn Prozent gegenüber dem Vorjahr.

Wein, Bier und Spirituosen werden in Deutschland immer weniger verkauft. Alkoholfreie Alternativen boomen dagegen. Bei den 18- bis 25-Jährigen trinken nach eigenen Angaben

28,9 %

regelmäßig Alkohol, deutlich weniger als noch vor 20 Jahren.

Kuscheln statt Kater

Eine Party ohne Alkohol oder laute Musik, dafür mit Berührungen – hat Naomi auf TikTok gesehen. Ob sie das gut findet? Ein Versuch

Text: Judith von Plato

Fotos: Jana Junker



Naomi sitzt auf einer Matratze in einer Altbauwohnung in Hamburg, in der sie noch nie war. Der ganze Boden ist ausgelegt mit Matratzen in grünem Samt. Um sie herum sitzen 14 Fremde im Kreis. Die Anwesenden könnten unterschiedlicher kaum sein. „Wie in der Bahn“, denkt Naomi, die eigentlich anders heißt. Nur dass sie mit Leuten in der Bahn niemals kuscheln würde. Dass das hier anders werden soll, erscheint noch etwas absurd. Doch dafür ist die 18-Jährige gekommen: zum Kuscheln mit Unbekannten.

Auf einer Kuschelparty wird weder getanzt noch getrunken. Das Konzept und Geschäftsmodell kommt aus den USA und hat sich in den vergangenen Jahrzehnten auch hier verbreitet – vor allem in Großstädten. Menschen treffen sich, um einvernehmliche, nicht-sexuelle Berührungen auszutauschen. Es soll um Kuscheln gehen, ohne Hintergedanken. Dafür bezahlen sie Eintritt. „Das Bedürfnis nach Nähe ist sehr groß“, sagt Lorenz Hansen vom „Kuschelraum Hamburg“, den er gemeinsam mit seiner Frau leitet. Der 52-Jährige richtet seit 2023 Kuschelpartys aus. Studien zeigen, wie wichtig Berührungen für Menschen sind. Doch im Alltag vieler fehlen sie: „Wir sind in Deutschland keine kuschelige Gesellschaft“, sagt er. „Die meisten Deutschen sind mit Berührungen sehr zurückhaltend.“

Um Punkt sechs startet die Party in einem Sitzkreis. Eine Teilnehmerin hat Schweißperlen über ihren Lippen. Es ist warm, aber es ist auch aufregend. Viele hat es Mut gekostet, herzukommen. Die Party heute ist für Menschen, die keine oder kaum Kuschelparty-Erfahrung haben, so wie Naomi. „Ich habe von den Kuschelpartys auf TikTok erfahren und bin neugierig geworden“, erklärt sie der Gruppe. Von dem Wunsch nach Nähe und den Momenten, in denen sie sich einsam fühlt, sagt sie nichts. „Ich werde als lustige, offene Person gesehen, bin gerne für andere da. Aber genau das sind oft diejenigen, die selbst Nähe brauchen“, erzählt sie später.

Einsame vertrauen weniger in Politik

Thorben, Mitte 30, spricht es aus. Er fühlt sich einsam. Was er sucht, sind Freundschaften und Berührung. Ob Kuscheln mit Fremden gegen die Einsamkeit hilft? Er möchte es herausfinden. Seit der Pandemie leiden immer mehr Menschen unter Einsamkeit. In Deutschland waren 2022 fast 12,2 Millionen Menschen betroffen. Das sind etwa 16 Prozent. Unter den 18- bis 29-Jährigen fühlt sich sogar knapp jede vierte Person häufig einsam. Einsamkeit hat Folgen: Sie kann sich nicht nur negativ auf die psychische und physische Gesundheit auswirken, sondern auch unser Verhältnis zu Demokratie beeinflussen. Einsame vertrauen vergleichsweise weniger in Politik und Staat.

Über Politisches soll auf der Kuschelparty heute aber nicht gesprochen werden: Die Welt bleibt für ein paar Stunden draußen. Ein Mann, ganz hell gekleidet und fast viermal so alt wie Naomi, erzählt vom Tod seiner Frau. Seitdem beschränken sich die Berührungen in seinem Leben auf Händeschütteln oder mal eine Umarmung zur Begrüßung. Es ist ganz still im Raum.

Bevor gekuschelt wird, stellt Lorenz Hansen die Regeln vor. Das Wichtigste: „Es herrscht kein Kuschelzwang“, sagt er. „Du tust nur, was du wirklich möchtest.“ Wer einen anderen Menschen berühren möchte, fragt erst nach Erlaubnis und wartet auf ein ausdrückliches Ja. „Sag ‚Ja‘, wenn du ‚Ja‘ meinst, und ‚Nein‘, wenn du ‚Nein‘ meinst“, erklärt er. Was sich simpel anhört, ist



Kuschelpartys gab's in Hamburg schon so einige.
Unsere Fotografin war 2025 bei einer dabei

ziemlich kompliziert. Denn dafür müssen sich alle ihrer Wünsche und Grenzen bewusst sein, diese kommunizieren können und die Grenzen anderer respektieren. Weil das zentral ist, wird geübt. In einer Aufgabe muss Naomi mindestens drei Menschen ins Gesicht schauen und Nein zu einer Umarmung sagen, ein Sozialexperiment. Abweisen ist gar nicht so leicht. In weiteren Übungen lernt die Gruppe mit den Fragen „Darf ich?“ und „Würdest du?“ nach Einverständnis zu fragen und Wünsche zu kommunizieren.

Der erste Schritt kostet Überwindung

Nach etwa anderthalb Stunden Training ist es so weit: Das Freestyle-Party-Kuscheln ohne Anleitung geht los. Die Gruppe sitzt im Kreis, ruhige Musik läuft im Hintergrund. Größere Kuschelhaufen wie in den TikTok-Videos bilden sich noch nicht. Meist tun sich zwei zusammen, die sowieso nebeneinander sitzen. Manche umarmen sich im Sitzen, andere halten Händchen, die Ersten legen sich hin. Thorben versucht gerade zu erklären, wo er den Arm seiner Kuschelpartnerin gerne hätte und wie er seinen Kopf an sie lehnen möchte. Kuscheln kann ganz schön technisch sein. Naomi lehnt im Schneidersitz an der Wand. Sie bleibt erst einmal für sich. Der erste Schritt kostet Überwindung: Wie ansprechen? Und was tun bei einer Abfuhr? Ein älterer Mann

möchte ihre Hand halten. Naomi lehnt ab. Nein-Sagen, aber auch Ja-Sagen wühlen auf. Nicht-Kuscheln und Kuscheln wühlen auf.

Zwei Personen haben sich gefunden. Sie versinken ineinander, streicheln sich gegenseitig über die Wangen und kichern. Die Wissenschaft kann erklären, was da in ihren Körpern passiert: Kuscheln schüttet das Hormon Oxytocin aus, das nicht nur bei Berührung produziert wird, sondern auch bei der Geburt, beim Stillen und beim Orgasmus. Es fördert Empathie, Vertrauen, soziales Miteinander, Bindungen – und soll sogar die Wundheilung verbessern und Schmerzen lindern. Und beim Kuscheln sinkt gleichzeitig das Stresshormon Cortisol, Ängste und Aggressionen nehmen ab.

„Erst fragen!“

Der veritwete Mann sitzt allein an der Wand. Währenddessen legt ein anderer Teilnehmer seine Hand auf Naomis Knie. Sie reagiert schnell: „Erst fragen!“, weist sie ihn zurecht. Nachdem er gefragt hat, stimmt sie der Berührung zu, setzt aber klar ihre Grenze, als sie nicht mehr möchte. Später wird sie sich in die Bauchkuhle einer anderen Teilnehmerin schmiegen. Das Gefühl für Zeit löst sich auf. Immer wieder ertönt Lorenz Hansens Stimme: „Noch eine halbe

Stunde“; „Noch fünf Minuten“ und schließlich die Aufforderung, in die Abschlussrunde zu kommen. Einige blinzeln verschlafen, das Haar etwas zerzaust, die meisten lächeln beseelt.

Thorben ist begeistert. Er wird wiederkommen. Auch wenn er die körperliche Nähe als nur einen Baustein gegen seine Einsamkeit begreift. Soziale Kontakte und Austausch sind weitere. „Mir hat die Kuschelparty gezeigt, dass ich nicht allein bin mit dem Thema.“ Der Mann, der seine Frau verloren hat, lehnt eng an einem anderen Teilnehmer in seinem Alter. Ihre Arme sind verschlungen. Die beiden strahlen. Keiner von ihnen hat vor diesem Abend je mit einem anderen Mann gekuschelt. Es hat sie Überwindung gekostet, aber war wunderschön, erzählen sie. Die Berührung sei heilend gewesen.

Und Naomi? Naomi möchte den Abend, wiederkommen möchte sie trotzdem nicht. Sie plädiert für Unter-30- oder Frauenkuschelpartys. „Auch wenn ich mich durch Lorenz sicher gefühlt habe, können die Räume ausgenutzt werden“, sagt sie. „Nicht alle trauen sich, Nein zu sagen.“ Was sie an dem Abend gelernt hat: Sie möchte lieber mit Menschen kuscheln, die ihr wirklich nahe sind. „Ich dachte, ich kann dort ein Gefühl von Nähe und Liebe abholen. Aber so einfach ist es nicht.“ Ein paar Kuschehende gehen gemeinsam. Naomi macht sich auf den Weg zur Bahn, wo sie definitiv mit niemandem kuscheln wird und Fremde Fremde bleiben. ➔



Auf uns

Einen
Feiertag fürs
Erwachsenwerden?
Gibt's in
Japan für alle
20-Jährigen.
Am Seijin no Hi
haben wir
Mae Chikuba
begleitet

Fotos: Said Karlsson
Protokoll: Carmen Freyas





7:00 Uhr:

Der Furisode ist der festlichste Kimono für unverheiratete Frauen und ziemlich teuer. Ich hatte Glück: Meine Oma hat mir zu meinem 16. Geburtstag einen gekauft. Wer sich keinen leisten kann, leiht ihn oder kommt im Anzug, wie es die meisten Männer machen. Mir war es aber wichtig, einen Furisode zu tragen, etwas, das nur für Festlichkeiten bestimmt ist. Den Furisode anzuziehen, dauert etwa eine Stunde. Alleine kann ich das nicht, deshalb habe ich dafür jemanden gebucht.



8:00 Uhr:

Für Frisur und Make-up bin ich zu dem Friseursalon gegangen, bei dem ich immer bin. Ich war ziemlich aufgeregt und wollte deshalb Menschen um mich haben, die ich kenne.



10:00 Uhr:

Anschließend habe ich am Meiji-Schrein ein Fotoshooting gemacht. Der Schrein ist dem Meiji-Kaiser und seiner Frau gewidmet. Es war irgendwie ein sehr friedlicher Moment, obwohl oder vielleicht gerade weil auch viele andere Frauen im Furisode da waren. Viele Leute dort haben mir gratuliert. Das ist echt selten in Japan. Bei uns gilt es eigentlich als unhöflich, die Privatsphäre anderer nicht zu respektieren.

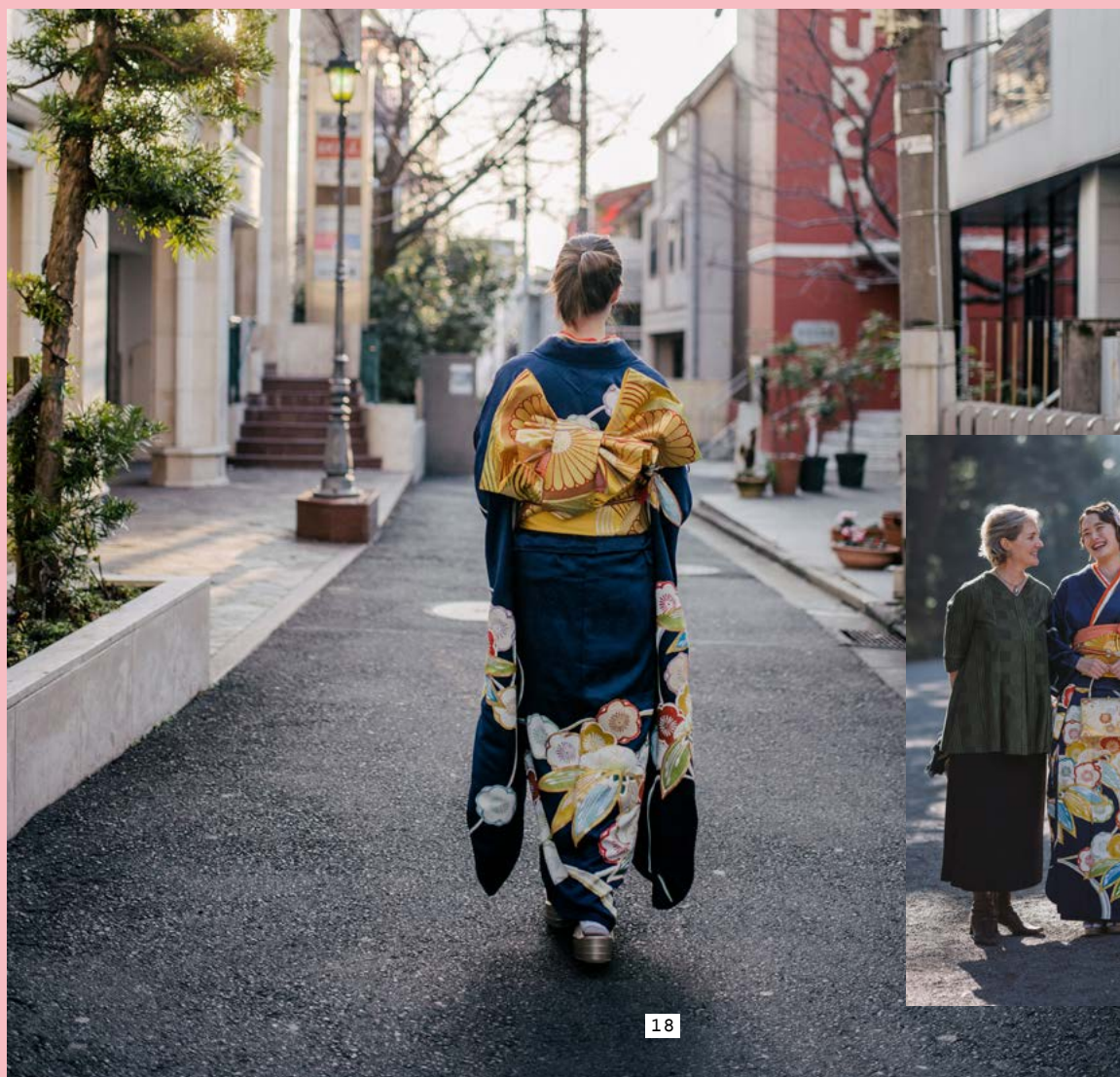
12:00 Uhr:

Der offizielle Teil der Feier, der Seijin-shiki, fand schon um 10:30 Uhr statt, mit einer Rede des Bürgermeisters. Mir waren das Fotoshooting und die Shintō-Zeremonie aber wichtiger. Die Fotos bleiben für immer. Später bin ich trotzdem noch zum Rathaus gefahren und habe Leute getroffen, die ich noch aus der Schule kannte – das war richtig schön. Am Seijin no Hi geht es auch darum, sich nach Jahren wieder zu treffen und etwas Gemeinsames zu erleben.



15:00 Uhr:

In meinem Furisode fühlte ich mich richtig gesehen in der ganzen Stadt. Später am Nachmittag habe ich wieder meine normalen Klamotten angezogen und mich mit Freundinnen und Freunden zum Abendessen getroffen.





Text: Kathrin Boehme
Fotos: Marc Asensio Clupés

Safety first!

Sexistische Sprüche, Grapschen, Gewalt – in Barcelona sollen Feiernde davor geschützt werden. Wie macht die Stadt das?

30 Grad zeigt das Thermometer an. Zwischen den Häuserreihen ziehen Hunderte Menschen durch die schmalen Gassen. Von einer Bühne ertönen spanische Gitarrenklänge. Auf den Balkonen rechts und links stehen Menschen dicht gedrängt und singen von oben mit.

Mireia Monné Moreno, Mitte 30, blonde Haare, Piercings, beobachtet das Geschehen vom Straßenrand aus. Heute Nacht ist sie ein „punt lila“, also ein lila Punkt. An ihrem Pavillon unterstützt Monné alle, die aufgrund ihres Geschlechts, ihrer sexuellen Orientierung, ihres Alters, ihrer Herkunft oder einer körperlichen Einschränkung angegriffen werden oder sich diskriminiert fühlen. Die lila Punkte gibt es seit 2014 in ganz Spanien, in der Provinz Barcelona werden sie inzwischen flächendeckend eingesetzt. Fast jedes Stadtviertel besitzt ein eigenes feministisches Komitee. Fast

alle Clubs, Konzerte und Festivals der Stadt haben das Nachtprotokoll „Wir schweigen nicht“ eingeführt. Das bedeutet: Ihre Mitarbeitenden sind von der Stadt geschult, sollen sexualisierte und queerfeindliche Gewalt erkennen und verhindern.

Es ist kein Zufall, dass Monné, die tagsüber als Psychologin mit suizidgefährdeten Menschen arbeitet, hier steht. Befragungen zeigen, dass in der EU knapp die Hälfte aller befragten Frauen schon einmal sexualisierte Belästigung erlebt hat, viele fühlen sich nachts unsicherer als tagsüber – dabei spielt nicht nur der öffentliche Raum eine Rolle. Gerade im privaten oder beruflichen Umfeld kommt es auch zu übergriffigem Verhalten bis hin zu Gewalt. In Spanien wurde es lange als Privatsache abgetan oder kulturell als „Machismo“ akzeptiert,

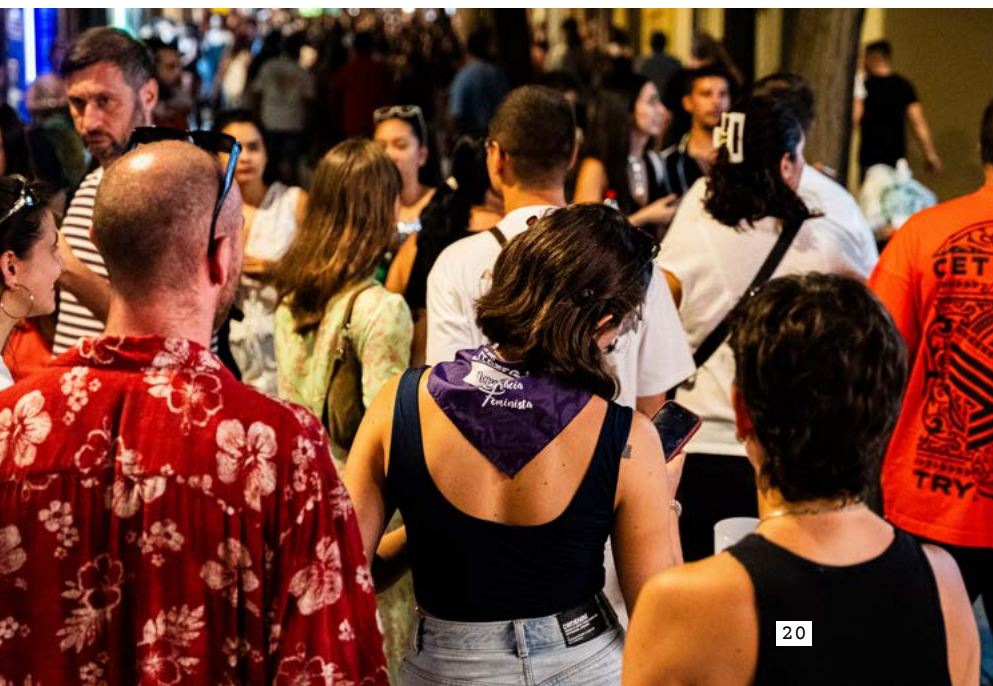
als Ausdruck des Gefühls männlicher Überlegenheit und Stärke. Inzwischen gilt Spanien als Vorzeigeland im Kampf gegen sexualisierte Gewalt und hat europaweit eine der geringsten Femizid-Raten. Femizide sind Morde an Frauen aufgrund ihres Geschlechts.

Um Spaniens aktuellen Weg zu verstehen, hilft ein Blick auf das Jahr 1997. Damals sprach eine Frau im Fernsehen öffentlich über die Gewalt, die ihr Ex-Mann ihr angetan hatte. Wenige Tage später übergoss ihr Ex-Mann sie mit Benzin und zündete sie an. Der Mord an Ana Orantes löste landesweit Proteste aus, es wurde grundsätzlich über Gewalt gegen Frauen debattiert – und nicht mehr als privates „Beziehungs-drama“ abgetan.

„Nur Ja ist Ja“

2004 verabschiedete Spanien eines der europaweit ersten Gesetze gegen geschlechtsspezifische Gewalt. Heute gibt es ein eigenes Ministerium für Gleichstellung und spezialisierte Justizabteilungen in den Bezirken. In Schulen ist Gleichberechtigung fester Bestandteil des Lehrplans. Weltweit für Aufsehen sorgte auch das Gesetz „Nur Ja ist Ja“: Geschehen sexuelle Handlungen nicht ausdrücklich einvernehmlich, gelten sie als strafbar.

Als auf dem Straßenfest die Musik zwischen zwei Konzerten verstummt, ertönt die Durchsage: „Das ist ein Ort ohne Sexismus oder Queerfeindlichkeit. Wenn du jemanden belästigt oder beleidigt hast, bitten wir dich, zu gehen.“



Die Initiativen rund um den lila Punkt leisten wichtige Arbeit, sagt die Soziologin Blanca Valdivia Gutiérrez: „Frauen nehmen Situationen, die sie früher vielleicht nicht als Übergriff empfunden hätten, heute anders wahr.“ Mit dem Kollektiv „Punt 6“ erforscht sie, wie Städte sicherer werden können. „Wie gehen wir mit dunklen Straßen um, mit Sackgassen? Noch immer machen sich Frauen und queere Minderheiten darüber Gedanken, welchen Weg sie nachts nach Hause nehmen.“ Sexistische Gewalt ende nicht an der Clubtür. In Barcelonas Straßen hängen Plakate mit der Aufschrift „In der besten Stadt respektiert jeder seinen Nächsten“, in der Metro weisen Videos auf telefonische Hilfsangebote hin.

Monné ist sich sicher: „Die bloße Präsenz unseres lila Punkts sorgt dafür, dass weniger Übergriffe passieren.“ Feiernde berichten, dass sie sich vor einigen Jahren noch deutlich unsicherer gefühlt hätten. „Es gibt jetzt überall Maßnahmen gegen sexuelle Belästigung. Sobald wir einen lila Punkt sehen, feiern wir automatisch beruhigter“, berichtet eine Studentin, die mit ihren Freundinnen das Fest besucht.

Auf Prävention setzen

Ganz anders sieht das Vox. Die rechte Oppositionspartei nutzt steigende Fallzahlen als Argument dafür, dass die feministischen Maßnahmen versagen, und kritisiert die lila Punkte als nutzlose Symbolpolitik und Steuergeldverschwendung. Sie fordert stattdessen härtere Polizeipräsenz. Denn gegen akute Gewalt könne der lila Punkt nichts ausrichten. Das Team ruft im Zweifelsfall den Sicherheitsdienst oder Notruf. Auf den ersten Blick gibt die Statistik der Partei recht: Die Zahl der registrierten Sexualverbrechen in Spanien hat sich seit 2010 mehr als verdoppelt. Fachleute und Behörden erklären den Anstieg aber mit einer sinkenden Dunkelziffer. Immer mehr Straftaten würden

erkannt und angezeigt. Und die verschärften spanischen Gesetze ließen Anzeigen einfacher zu.

Olga Jiménez Palau sagt dazu: „Ein echter Wandel erfordert Prävention.“ Die Polizei könne meist erst eingreifen,

terstereotype und strukturelle Ungleichheiten zwischen Frauen und Männern bestehen, wird es diese Gewalt weiterhin geben.“

Um drei Uhr morgens endet die Musik auf dem Straßenfest. Die Nacht war ruhig. Nur eine junge Frau kam zum lila Punkt, weil ein Mann sie immer wieder ungefragt berührt habe. Ihr gehe es gut, sie wolle weiterfeiern, „aber Bescheid geben, damit auch andere geschützt sind“. Selten passiere etwas wirklich Schlimmes, erzählt Monné. Sie blickt auf den sich leerenden Platz. Die Feier geht nun woanders weiter. Auf das, was dort passiert, hat sie keinen

Einfluss mehr. „Nicht ich allein bin der lila Punkt, wir alle sind es. Jede und jeder hat die Verantwortung, Gewalt zu bemerken und achtsam zu sein.“ Ein Fest ist erst dann sicher, wenn die Nacht allen gehört.



wenn es bereits zu spät sei. Jiménez arbeitet im katalanischen Ministerium für Gleichstellung und Feminismus, das von der sozialdemokratischen Partei geführt wird. Barcelona will allein im Jahr 2026 fast acht Millionen Euro bereitstellen, um Gewalt gegen Frauen zu bekämpfen. Dazu gehört, dass die lila Punkte künftig auch in dörflicheren Gegenden zu finden sein sollen.

Doch das aufgebaute Schutzsystem gerät unter Druck: Rechtspopulistische Parteien wurden in den letzten Jahren immer beliebter. Wo die konservative Partido Popular mit Vox regiert, werden Programme gegen sexualisierte Gewalt und für Gleichstellung abgeschafft. Die Partei Partido Popular benennt den lila Punkt mancherorts in „Schutzraum für alle Geschlechter“ um. Also ein Raum, der unter anderem auch für Männer offen ist. Dabei sind es zu fast 90 Prozent Frauen, die sexualisierte Gewalt erleben. „Frauen vor geschlechtsspezifischer Gewalt zu schützen, belastet nicht den Schutz anderer Opfer“, sagt Jiménez. Um Frauen zu helfen und zugleich Männer präventiv zu erreichen, gibt es in Barcelona ein Zentrum für Männlichkeiten.

„Wir sind noch weit davon entfernt, dass es die lila Punkte beim Feiern nicht mehr braucht“, ist Soziologin Valdivia überzeugt. Jiménez schließt sich an: „Solange Machismo, Geschlech-



Damals gute Laune, heute gute Laune

Interview: Kolja Haaf



Szene aus der Serie Bridgerton, Foto: Liam Daniel/Netflix © 2025

Three's a party: Buchautor Rainer Wieland über die Geschichte des Feierns

Herr Wieland, haben Menschen schon immer gefeiert?

Davon kann man ausgehen. Für die Vorgeschichte, also die schriftlose Phase der Menschheitsgeschichte, kann man natürlich nur indirekt auf so etwas wie Feiern schließen, durch Knochen von Schlachttieren oder Spuren alkoholischer Getränke. Die ersten Feiern dürften wohl zu Ehren von Göttern stattgefunden haben, um für eine reiche Ernte zu danken, um um Regen oder eine gute Jagd zu bitten.

Und die ersten wirklich belegten Feiern?

Da gab es einige in Mesopotamien, um 2500 v. Chr. Gut belegt ist auch das ägyptische Opet-Fest, um 1300 v. Chr. Es wurden Musik und Tanz geboten, Weinkrüge und Speisen aufgetürmt. Man schlachtete Opferrinder, und die Volksmenge huldigte dem Transport der Götterstatuen über den Nil vom Ufer aus. Gefeiert wurde das Opet-Fest im September, wenn der Nil das Flusstal überschwemmte und die nächste Ernte sicherte.

Und was weiß man über so etwas wie spontane Partys?

Die gab es bestimmt auch, aber Feiern helfen uns vor allem dabei, die Zeit zu strukturieren. Sie strukturieren zum einen den Lebenslauf, für Menschen katholischen Glaubens etwa durch Taufe, Kommunion, Firmung, Hochzeit und Beerdigung. Aber auch das Jahr, mit Neujahr, Ostern, Erntedank, Weihnachten ...

Aber es geht doch auch um gute Laune?

Sicher, ein anderer Aspekt ist, dass Feiern eine Auszeit vom Alltag ist. Im Judentum und Christentum wird das sehr deutlich: Sechs Tage soll der Mensch arbeiten und am siebten ruhen, feiern und Gott gedenken. Feiern ist etwas einmalig Menschliches. Der Philosoph Odo Marquard hat das so formuliert: „Tiere haben nur den Alltag; sie leben. Gott hat nur den Sonntag; er schaut. Die Menschen aber haben beides: Sie leben und distanzieren sich vom Leben; sie arbeiten und feiern; sie haben den Alltag und das Fest.“

Klingt alles sehr harmonisch. Aber die Realität von Feiern bedeutet ja auch, dass nicht jeder mitfeiern kann.

Abgrenzung ist auch ein wichtiges Element von Feiern. Bei Initiationsriten wird die Aufnahme eines jungen Menschen in die Gesellschaft gefeiert. Das ist gemeinschaftsstiftend. Aber das heißt auch, dass andere nicht aufgenommen werden. Oder unsere Nationalfeiertage: Auch da grenzen wir uns von anderen Nationen ab. Das fing schon mit den Triumphzügen der römischen Kaiser an, da gab es Sieger und Besiegte.

Und vielleicht haben auch nicht alle die Mittel, um mitzufeiern.

Absolut. Der Sonnenkönig Ludwig der Vierzehnte zum Beispiel veranstaltete pompöse Feste in Versailles, die sich über Monate hinzogen. Dabei feierte er in erster Linie sich selbst und seine

Macht. Die Adeligen, die dabei waren, waren vor allem Statisten. Und das einfache Volk war davon natürlich ausgeschlossen.

Aber die Nicht-Adeligen mussten doch sicher auch mal die Sau rauslassen?

Ja, zum Beispiel an Karneval, den durften alle feiern. Direkt vor der Fastenzeit wurde die Ordnung auf den Kopf gestellt. Das war wie ein Ventil zum Dampf ablassen, ab Aschermittwoch hatte man dann aber wieder ein braver und frommer Untertan zu sein. Es gab auch Volksfeste und Bauernhochzeiten. Die gingen meist über mehrere Tage, und da war dann wirklich das ganze Dorf eingeladen. In manchen Fällen haben sich die Familien des Brautpaares durch die Kosten ruiniert. Und oft arteten die Feste dann auch aus, in Ausschweifungen und Raufereien. Das war der Obrigkeit und dem Klerus ein Dorn im Auge.

Warum hat man solche Volksfeste denn als Gefahr angesehen?

Bei Festen werden oft die geltenden Regeln außer Kraft gesetzt. Und zuerst war das von der Obrigkeit auch so gewollt. Bei den Saturnalien im alten Rom zum Beispiel, einem der Vorläufer des Karnevals, wurde alles auf den Kopf gestellt. Mehrere Tage lang durften die Sklaven die Herren sein und sich sogar von diesen bedienen lassen, damit sie die restlichen Tage des Jahres nicht aufbegehrten.

Es gab Dresscodes, gegen die der des Berghains ein Witz ist

Und die Herrinnen bedienten die Sklavinnen? Oder war Feiern immer Männersache?

Feiern ist auch Ausdruck von Macht, und die haben in einer patriarchalen Gesellschaft die Männer. Bei einem griechischen Symposion etwa, dem Trinkgelage nach der Mahlzeit, waren Frauen höchstens als Tänzerinnen oder Musikerinnen anwesend. Aber es gibt auch Gegenbeispiele. In der Antike gab es in Athen die Thesmophoria, ein dreitägiges Fest, das ausschließlich Frauen vorbehalten war. Verheiratete Bürgerinnen kamen dabei zu gemeinsamen Riten, Tanzen und Spielen zusammen. In Rom wiederum hatten Männer zum Fest der Bona Dea, also der guten Göttin, keinen Zutritt.

Inwiefern feiern wir heute anders als Menschen in früheren Epochen?

Feiern ist heute weitgehend demokratisiert und braucht keinen festen Rahmen mehr. Wie Andy Warhol sagte: „Three's a party.“ Früher mussten die Feiernden viel Geld zahlen, sich an ganz bestimmte Verhaltensregeln und Rituale halten und komplizierte Tänze beherrschen. Es gab Dresscodes, gegen die der des Berghains ein Witz ist. Man denke nur an die gewaltigen Perücken am Versailler Hof. Gleichzeitig glaube ich, dass wir heute um einiges braver sind. Exzess, Grenzüberschreitung und Rausch haben für viele Menschen immer zum Feiern dazugehört. Das passt nicht zu heutigen Trends wie Longevity. Angesagt sind Verzicht und Askese – nicht das Über-die-Stränge-Schlagen. ➔

Systema



Text und Fotos: Florian Sievers

Spontan, umsonst und nebenan feiern: dank Soundsystems ist das möglich in Jamaika

Während sich das Auto noch durch den zähen Verkehr von Jamaikas Hauptstadt Kingston quält, vibriert bereits der Bass in der Windschutzscheibe. Neben einer Grundschule lässt sich schließlich die Quelle der lauten Reggae-Musik ausmachen: Riesige Lautsprecher türmen sich auf dem Parkplatz eines kleinen Einkaufszentrums mit Schnapsladen, Bekleidungsgeschäft und Fitnessstudio. Kleinere Boxen hängen an den Balustraden des dreistöckigen Gebäudes. Dazwischen scheint die gesamte Nachbarschaft zu tanzen, vom schlafenden Baby, das auf dem Arm seines Vaters im Takt gewiegt wird, bis zu den Großeltern.

In einer Ecke des Parkplatzes steuert eine kleine Gruppe die Musik: Ein DJ, in Jamaika „Selector“ genannt, sucht die Stücke aus und mixt sie über ein Mischpult zusammen. Mehrere Männer und Frauen am Mikrofon, die sogenannten „Deejays“, singen dazu und heizen die Tanzfläche mit Gesang und kurzen Rapzeilen an. Zwei Tontechniker haben ein Auge darauf, dass die Lautsprecher und Verstärker in der Nachmittagssonne nicht überhitzen. Zusammen werden solche Musik-Crews samt ihren Geräten auf Jamaika „Soundsystem“ genannt. Manche dieser Teams haben ihre eigene Anhängerschaft, die bei allen Partys auftaucht, ähnlich wie Fußballvereine.

„Soundsystems bringen alles mit und bauen es auf“, sagt Comar Campbell, „so schaffen sie ihre eigenen Räume.“ Er ist

der Veranstalter der kostenlosen Nachbarschaftsparty unter freiem Himmel: Er hat das Soundsystem eingeladen und zusammen mit den anderen Mieterinnen und Mieter des Einkaufszentrums dafür gesorgt, dass der Parkplatz frei ist. Da die Party kostenlos ist, zahlt Campbell keine Gagen. Es geht um den Spaß – und darum, vor Publikum neue Stücke zu testen. Als Musikproduzent landete Campbell, unter dem Namen Frankie Music, auf Jamaika bereits einige Hits mit Reggae und dessen härterer Variante Dancehall. Sein Musikstudio befindet sich oben unter dem Dach der kleinen Shoppingmall. Dort sitzt er nun auf dem Balkon, nippt an einem gelb leuchtenden Drink und beobachtet das Treiben.

Auf Jamaika ist das gemeinsame Feiern zu einem Soundsystem, das irgendwo mitten in einem Wohnviertel seine riesigen Lautsprecher aufgestellt hat, viel mehr als einfach nur Spaß. Die oft kostenlosen Partys, sogenannte Dances, sind Treffpunkte für die Gemeinde, soziale Ereignisse und kleine Volksfeste. Hier kommt die Nachbarschaft zusammen. Es können auch die mitfeiern, die sich den Eintritt für Konzerte oder offizielle Clubs nicht leisten können. Schon Kinder lernen die neuesten Hits sowie die etablierten Klassiker der jamaikanischen Volksmusik Reggae kennen. Oft werden die Stücke zwischendurch leiser gedreht, dann übernimmt das Publikum das Mitsingen. Zur Erfrischung gibt es Bier oder Saft an improvisierten Bars, daneben werden Grills aufgestellt, Erdnussverkäufer streifen durch die Menge.

Begonnen hat diese Art zu feiern auf Jamaika einst mit Hedley Jones, der im Zweiten Weltkrieg bei der britischen Luftwaffe als Radartechniker gearbeitet hatte. Die Abfindung nach seinem Militärdienst investierte er 1946 in Kingston in ein Geschäft

tisch laut



für Radios und Schallplatten. Um Kundschaft anzulocken, baute er 1947 eine Musikanlage, mit der er den Gehweg vor seinem Laden beschallte. Bald schon starteten dort regelmäßig spontane Partys. Der eigentliche Erfinder von Sound-systems war dann der Geschäftsmann Tom Wong, der in den 1950ern zum ersten Mal diesen Begriff verwendete und als „Tom the Great Sebastian“ lautstark kostenlose Partys unter freiem Himmel schmiss.

„Ich habe bei solchen Partys immer schon draußen am Tor gebannt auf diese riesigen Lautsprecher gestarrt“, erinnert sich Ronald Jarrett. Er wurde 1951 geboren und ging schon als kleines Kind samstagnachts mit seiner Großmutter zu den ersten Soundsystem-Dances. Heute ist er auf Jamaika unter dem Namen Uncle Ronnie bekannt und gilt als einer der besten Konstrukteure von Lautsprechertürmen für Soundsystems. Die baut er in seinem Haus am Strand östlich der Hauptstadt Kingston zusammen und verkauft sie inzwischen auch nach Europa, Japan oder Dubai.

Musik ist eines der wichtigsten kulturellen Exportgüter Jamaikas. Manche Reggae- und Dancehall-Songs stehen für ihre homophoben Texte stark in der Kritik. Gleichzeitig lockt der Sound viele Touristinnen und Touristen auf die Insel. Zudem treten Jamaikas Künstlerinnen und Künstler auf der ganzen Welt auf und bringen Geld mit nach Hause. Wie der Klangspezialist Uncle Ronnie wurden die meisten dieser Musiker-



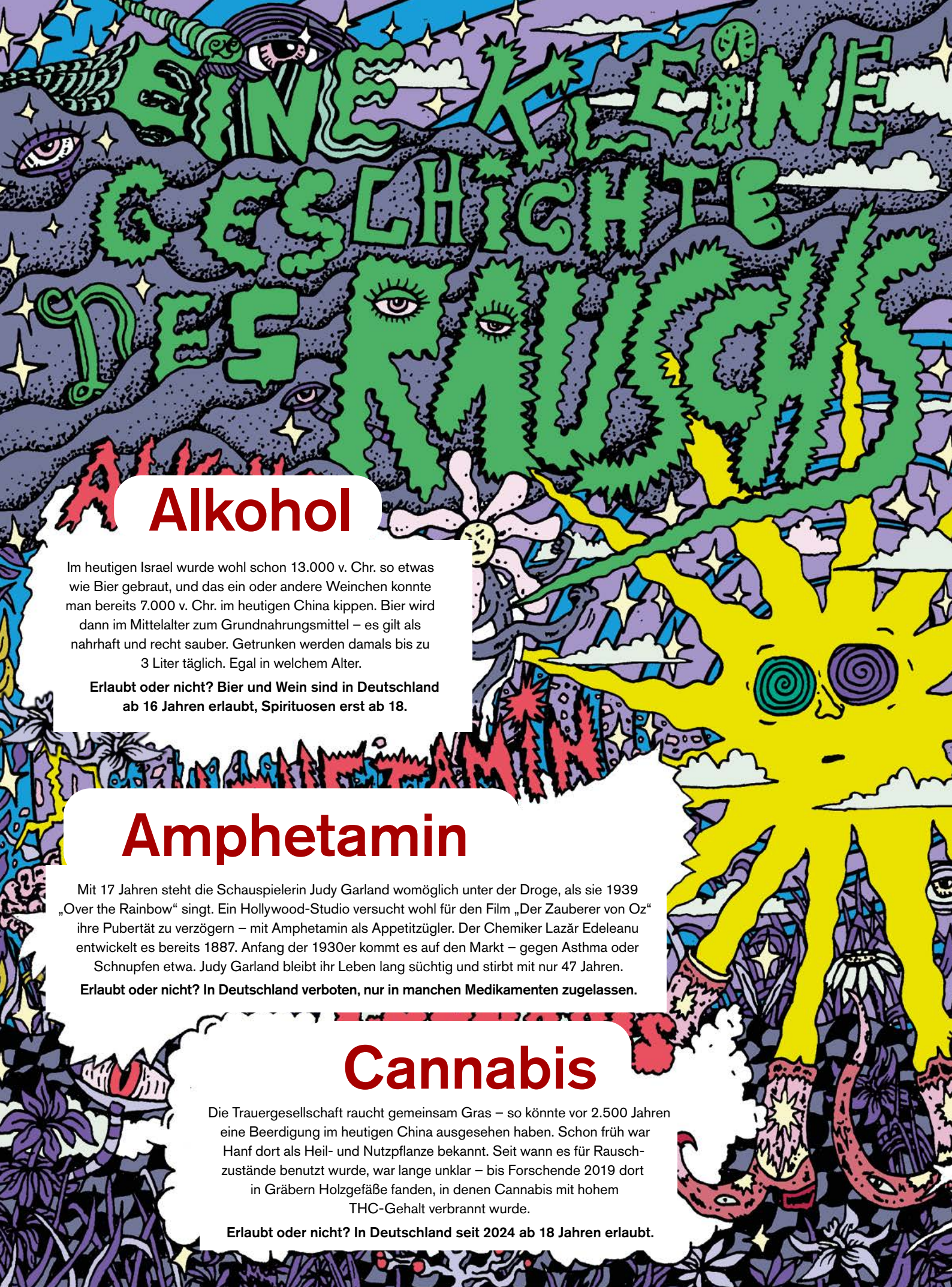
innen und Musiker durch Soundsystems sozialisiert.

„Ich kenne sehr viel Musik, ohne dass ich weiß, woher, weil sie gar nicht bei uns zu Hause lief“, erzählt etwa die junge Reggae-Sängerin Janine Cunningham alias Jah9. Die Stücke habe sie vermutlich als Kind

bei Soundsystem-Partys aufgeschnappt. „Du hörst die Sound-systems schon von Weitem – die Musik kommt einfach zu dir“, sagt sie. Bei den Dances wird oft ein Mikrofon herumgereicht, sodass Nachwuchskünstlerinnen und -künstler dort ihre ersten Erfahrungen vor Publikum machen können. Bevor es ins Studio geht, heißt es: üben, neue Texte ausprobieren, mit der Stimme experimentieren – live am Soundsystem. Damit dienen die Dances auch als Musiklabor.

Und so steigt eigentlich an jedem Tag der Woche irgendwo in Kingston und Umgebung eine Soundsystem-Party. Sie heißen Uptown Mondays, Tuesday Service, Weddy Weddy Wednesdays, Rub-A-Dub Thursdays und so weiter. Auf dem Balkon über der Party vor seinem Haus lehnt sich der Musikproduzent und Labelbetreiber Frankie Music zufrieden zurück und nimmt einen weiteren Schluck von seinem Drink. „Das ist eine einzigartige jamaikanische Kultur“, sagt er. „Reggae ist Seelen-Musik – und solange die Leute eine Seele haben, wird es das bei uns geben.“





Alkohol

Im heutigen Israel wurde wohl schon 13.000 v. Chr. so etwas wie Bier gebraut, und das ein oder andere Weinchen konnte man bereits 7.000 v. Chr. im heutigen China kippen. Bier wird dann im Mittelalter zum Grundnahrungsmittel – es gilt als nahrhaft und recht sauber. Getrunken werden damals bis zu 3 Liter täglich. Egal in welchem Alter.

Erlaubt oder nicht? Bier und Wein sind in Deutschland ab 16 Jahren erlaubt, Spirituosen erst ab 18.

Amphetamin

Mit 17 Jahren steht die Schauspielerin Judy Garland womöglich unter der Droge, als sie 1939 „Over the Rainbow“ singt. Ein Hollywood-Studio versucht wohl für den Film „Der Zauberer von Oz“ ihre Pubertät zu verzögern – mit Amphetamin als Appetitzügler. Der Chemiker Lazăr Edeleanu entwickelt es bereits 1887. Anfang der 1930er kommt es auf den Markt – gegen Asthma oder Schnupfen etwa. Judy Garland bleibt ihr Leben lang süchtig und stirbt mit nur 47 Jahren.

Erlaubt oder nicht? In Deutschland verboten, nur in manchen Medikamenten zugelassen.

Cannabis

Die Trauergesellschaft raucht gemeinsam Gras – so könnte vor 2.500 Jahren eine Beerdigung im heutigen China ausgesehen haben. Schon früh war Hanf dort als Heil- und Nutzpflanze bekannt. Seit wann es für Rauschzustände benutzt wurde, war lange unklar – bis Forschende 2019 dort in Gräbern Holzgefäße fanden, in denen Cannabis mit hohem THC-Gehalt verbrannt wurde.

Erlaubt oder nicht? In Deutschland seit 2024 ab 18 Jahren erlaubt.

Schon lange suchen Menschen den Rausch – und finden ihn in Pflanzen, Pilzen und Pulvern

Um es einmal klar gesagt zu haben: Drogen sind gefährlich. Die können eurer Gesundheit und eurem Leben schaden. Unsere Drogen-Geschichten könnt ihr aber unbeschwert genießen.

Khat

Wie Menschen auf die Idee kamen, Khat zu kauen, weiß man nicht genau. Möglicherweise haben Ziegen dabei eine Rolle gespielt – zumindest der Sage nach: So soll ein jemenitischer Hirte beobachtet haben, wie seine Ziegen Khat fraßen und danach extrem wach waren. Er machte es ihnen nach und konnte die ganze Nacht hindurch beten. Ursprünglich stammt die Pflanze wohl aber aus Äthiopien. Mittlerweile ist Khat in vielen ostafrikanischen Staaten zur Volksdroge geworden.

Erlaubt oder nicht? In vielen ostafrikanischen Staaten legal, in Deutschland seit 1998 komplett verboten.

LSD

Die Nachbarin wird zur Hexe – wegen eines Pilzes. Der Chemiker Albert Hofmann sucht 1943 ein Kreislaufmittel und findet: LSD. Im Labor hatte er einen Pilz, der Getreide befällt, künstlich verändert. Kurz darauf wird er unruhig und verfällt in einen „nicht unangenehmen rauschartigen Zustand“. Er verdächtigt LSD: Um seine Theorie zu testen, nimmt er Tage später eine vermeintlich kleine Menge ein, schwingt sich auf sein Fahrrad und schafft es gerade noch aufs Sofa. Im Rausch erscheint ihm seine Nachbarin als „böartige, heimtückische Hexe mit einer farbigen Fratze“. Heute wird LSD illegal in Form von Pillen oder bedrucktem Papier verkauft. Ein beliebtes Motiv: Hofmann auf seinem Fahrrad.

Erlaubt oder nicht? In der Bundesrepublik seit 1967 verboten.

Opium

Im 18. Jahrhundert steigen die Briten ins Drogengeschäft ein: Chinesische Produkte wie Porzellan oder Tee werden immer beliebter, müssen aber in Silber bezahlt werden. Weil die Briten davon immer weniger haben, lassen sie in Indien Schlafmohn anbauen und bieten das daraus gewonnene Opium zum Tausch an. Schnell wird China von der Droge überschwemmt, weshalb der Kaiser öffentlich Opium vernichten lässt. Die Briten zwingen China daraufhin durch zwei „Opiumkriege“ dazu, den Stoff 1860 zu legalisieren. Letztendlich werden Millionen Chinesinnen und Chinesen in die Sucht getrieben.

Erlaubt oder nicht? 1921 eingeschränkt und seit Ende 1929 dann effektiv in Deutschland verboten.

Kokain

Der Koka-Strauch kommt ursprünglich aus Südamerika, wo die Blätter seit über tausend Jahren als Tee aufgebraut oder gekaut werden. Nachdem es Wissenschaftlern gelingt, den Wirkstoff Kokain zu isolieren, verkauft ein Getränkehersteller dann eine Limonade damit – unter dem Namen „Coca-Cola“. Die Zutatenliste sieht inzwischen zum Glück anders aus als damals.

Erlaubt oder nicht? 1921 eingeschränkt und seit Ende 1929 dann effektiv in Deutschland verboten.

Magic Mushrooms

Mit Göttern sprechen, Geister sehen oder die Zukunft voraussagen: Dafür haben die Azteken Pilze mit dem Wirkstoff Psilocybin gegessen. Sie nennen sie „Fleisch der Götter“ und konsumieren sie auch bei Festen. Nachdem die spanischen Eroberer später indigene Rituale bestrafen, verschwinden die magischen Pilze im Untergrund – bis das Ehepaar Wasson sie 1955 in Mexiko bei einem Pilzritual erforscht und die Drogen auch in westlichen Ländern bekannter macht.

Erlaubt oder nicht? In der Bundesrepublik seit 1967 verboten.

Text: Jana Rogmann und Jona Sändker
Illustration: Alex Mages

So verdammt



Text und Fotos: Merlin Gröber

In einem Café mit bunt gestrichenen Stühlen in der Altstadt von Tiflis, der Hauptstadt Georgiens, sitzt Mkrtych Shakhdinarian. Miko, wie er lieber genannt wird, trägt ein sonnengelbes Shirt, sein Bart ist akkurat getrimmt. Er studiert PR-Management und tritt mehrmals im Monat als Dragqueen auf. „Für Menschen wie mich war die politische Situation in Georgien noch nie wirklich gut“, sagt der 30-Jährige.

Seit September 2024 habe sich die Situation allerdings weiter verschlechtert. Damals verabschiedete das georgische Parlament ein von der Regierung eingebrachtes Gesetz „zum Schutz von traditionellen Familienwerten und Minderjährigen“ nach russischem Vorbild. Die georgische Regierung wird seit 2012 von der konservativen Partei „Georgischer Traum“ gestellt.

Das Gesetz verbietet queeren Menschen unter anderem, zu heiraten, ihr Geschlecht offiziell zu ändern, geschlechtsangleichende OPs durchführen zu lassen und ihre Beziehung in der Öffentlichkeit auszuleben. Auch das Hissen oder Zeigen von Regenbogenflaggen kann als illegale „Propaganda“ verboten werden. Während es bereits vorher Gewalt gegen geplante Pride-Märsche gab, wurde mit dem Gesetz schließlich die rechtliche Grundlage für das Verbot von öffentlichen Pride-Events geschaffen.

„Solche Gesetze ermutigen queerfeindliche Menschen dazu, ihren Hass auch öffentlich zu zeigen“, sagt Miko. Die Anfeindungen gegen Menschen wie ihn nehmen laut Berichten von NGOs zu; er überlege sich genau, wie er sich wo verhält, wie er sich kleidet, wen er berührt. Miko erzählt, dass er in einer queeren Bar, in der er arbeitet, beleidigt, bespuckt

nah dran

In Georgien sind Clubs Orte des Widerstands, wo alle so sein dürfen, wie sie möchten. Aber sie sind bedroht

und angegriffen wurde. „Fünf Jugendliche haben mich als Schwuchtel beschimpft und geschlagen, bis die Polizei eingriff.“ Eine Anzeige habe die Polizei nicht aufgenommen. „Weil die Jugendlichen minderjährig waren, aber vielleicht auch, weil ich schwul bin“, vermutet Miko.

Umso wichtiger werden sichere Bars und Clubs, in denen sich Miko mit Gleichgesinnten treffen und austauschen kann. Sie seien eine der wenigen Möglichkeiten, frei leben zu können, sagt er. Miko tritt regelmäßig im Bassiani auf, unter anderem bei den Horoom Nights. Clubs wie dieser, sagt Miko, seien allein durch ihre Existenz bereits Orte des Widerstands. „Dieser Teil der georgischen Gesellschaft wird von der Politik nicht gerne gesehen.“ Die Menschen stünden dort für eine offene, demokratische Gesellschaft und einen klaren proeuropäischen Kurs. Sie seien gegen Gesetze, die

die Arbeit von Zivilgesellschaft und unabhängigen Medien erschweren und die Meinungs- und Versammlungsfreiheit einschränken. Diese Safe Spaces zu erhalten, werde aber immer schwieriger. „Wir dürfen nicht zu laut sein in unserem Protest, denn Clubs können jederzeit geschlossen werden.“ Die Musikjournalistin Salome Vardanashvili sieht vor allem die zunehmende Kommerzialisierung des Nachtlebens kritisch. „Die Clubs sind glatter, weniger rau, politisch sauberer geworden.“ Mit der Technoszene verändere sich auch die Art, wie und wo sich die Opposition organisiert: weg von großen zentralen Einrichtungen wie dem Bassiani hin zu kleinen Kollektiven, Bands und Musikgruppen in Hinterhöfen und Garagen. „Widerstand bedeutet heute, gleich gesinnte Menschen zu treffen – egal wo.“

Clubs als Vorbild für eine offene Gesellschaft

Ein paar hundert Meter Luftlinie entfernt sitzt Alexander „Sandro“ Antadze in einem abgedunkelten Raum im Zentrum von Tiflis zwischen Bar, Mischpult und Musikboxen auf einem Sofa. Der 54-Jährige wuchs in Tiflis auf, erlebte den Zerfall der Sowjetunion und den Aufstieg der Technoszene in seiner Heimat. 2008 eröffnete Sandro den Club Café Gallery. Er gilt seither als einer der Pioniere der modernen Club- und Technoszene in Georgien – und als einer, der sich etwas traut. Auch als Künstler: 2022 schickte Sandro sein Gemälde „The Dream“, das den brennenden Kreml zeigt, nach Kiew. Heute hängt es im Büro des ukrainischen Präsidenten Wolodymyr Selenskyj.

„Das Leben in den 1990ern und Anfang der 2000er-Jahre war in Georgien eine gewaltvolle Angelegenheit – auch das Feiern“, erzählt Sandro. Nach dem Zerfall der Sowjetunion versank das Land in schweren inneren und regionalen Konflikten. Ständig habe es Schlägereien und manchmal auch Schießereien gegeben. „Man musste immer auf alles gefasst sein. Jeder Abend konnte mit einem toten oder verletzten Freund enden. Es war ein Albtraum.“ Erst die Rosenrevolution im November 2003, ein friedlicher Umsturz, der zum Rücktritt des postsowjetischen Präsidenten Eduard Schewardnadse führte und eine Phase radikaler prowestlicher Reformen einläutete, sorgte für eine veränderte Stimmung in Georgien. Clubs wie das Café Gallery und das Bassiani wurden zu Treffpunkten für junge Menschen und zu wichtigen Orten für die LGBTQ+-Szene. „Diese Clubs waren ein Vorbild für eine Gesellschaft, wie wir sie gerne hätten: respektvoll, liberal, weltoffen.“



Sandros Bild hängt beim ukrainischen Präsidenten im Büro



Bis zum Jahr 2018, sechs Jahre nachdem der „Georgische Traum“ an die Regierung gekommen war. In den frühen Morgenstunden des 12. Mai stürmten Spezialeinheiten der Polizei das Bassiani und das Café Gallery. Es kam zu mehreren Festnahmen und Gewalt zwischen Partygästen und der Polizei. Offizieller Grund für die Razzien war der Kampf gegen den illegalen Drogenhandel, nachdem mutmaßlich mehrere Menschen deswegen gestorben waren. „Danach war nichts mehr wie zuvor“, sagt Sandro. „Die Stimmung veränderte sich, Ausgehen war nicht mehr so unbeschwert. Wir realisierten, dass die Regierung unsere Art des Feierns nicht mehr tolerieren wollte. Es war ein wichtiger Schritt in einer Reihe gesellschaftlicher Repressionen.“

Ab 2023 demonstrierten Hunderttausende Menschen in Georgien gegen immer strengere Gesetze, gegen die umstrittene Parlamentswahl, den Stopp der EU-Beitrittsverhandlungen und die Annäherung des Landes an Russland. Auch Sandro war dabei. Die Proteste erreichten zwar zunächst, dass das geplante „Agenten-Gesetz“, das unter anderem die Arbeit ausländischer NGOs einschränkt, 2023 zurückgezogen wurde. Sie blieben aber letztlich ohne Erfolg, weil es dann 2024 doch umgesetzt wurde. Die georgische Regierung nahm bis heute keines der erlassenen Gesetze zurück und hält nach wie vor an ihrer Annäherung an Russland fest.

Für Sandro ist es wichtig, auch in schweren Zeiten zu feiern und das Leben zu genießen. Erklären lässt sich das aus der Geschichte des Landes, das sich politisch seit Jahrhunderten zwischen verschiedenen Großmächten behaupten musste: erst gegenüber Persien, dann gegenüber der Sowjetunion. „Für uns ist Feiern mehr als Musik hören und tanzen. Es ist ein Ausdruck dafür, dass wir nicht aufgeben, auch wenn wir mit dem Rücken zur Wand stehen.“

Sandro machte weiter und vermietete seinen Club, bis der Pächter im vergangenen Jahr aufhörte. Nun will er ihn selbst wiedereröffnen – mit einem neuen Konzept und neuen Ideen. „Ich will Menschen zusammenbringen, die gegen den restriktiven Kurs der Regierung sind.“ Das neue Café Gallery soll ein „Headquarter des Protests“ werden, plant Sandro. Sein Vorhaben ist riskant: Jederzeit könnte die Polizei neue Razzien durchführen, die Gäste einschüchtern. „Die Regierung könnte auch eine Registrierungspflicht für DJs und Künstler einführen, wie es in

Belarus der Fall ist.“ Dort gibt es ein Register für Veranstalter von Kulturevents, über das kontrolliert wird, wer als Musikerin oder Musiker, DJ, Performerin oder Performer überhaupt auf der Bühne auftreten oder auflegen darf.

Miko ist sich sicher, dass es immer queere Rückzugsorte wie Sandros Club geben wird – trotz der repressiver werdenden Politik. „Oasen in einer queerfeindlichen Wüste“, nennt er diese Orte. Viel Hoffnung, dass sich die politische Situation verbessert, habe er nicht. Ob er daran denkt, auszuwandern? „Jeden Tag“, sagt er. „Würde mir jemand Arbeit und die Möglichkeit geben zu gehen, ich würde es tun.“

Dass Georgien trotz aller Proteste immer unfreier werde, ist für Clubbetreiber Sandro frustrierend: „Wir haben zwanzig Jahre lang dafür gekämpft, von Russland loszukommen. Wir wollten ein Teil Europas, einer freien

Welt, werden. Zu sehen, dass mein Heimatland sich politisch wieder an Russland orientiert, tut unglaublich weh. Wir waren so nah, so verdammt nah dran.“

Musikjournalistin
Salome Vardanashvili



Für Menschen wie ihn sei die politische Situation noch nie gut gewesen: Dragqueen Miko



Hier geblieben!



Wer auf dem Land aufwächst, will weg? Sophia und Josef, beide 20, offenbar nicht

Die Landjugend Haunstetten plant das Dorffest, den Faschingsball, das Maibaumbewachen. Wie wichtig sind euch solche Termine?

Josef: Für uns sind das schon Pflichttermine. Auch für die meisten anderen Jugendlichen in unserem 480-Einwohner-Dorf.

Sophia: Gerade die kleineren Feste wie der Faschingsball sind für unser Gemeinschaftsgefühl in der Landjugend schön.

Gibt's zum gemeinsamen Feiern sonst eher nicht so viele Gelegenheiten?

Josef: Das kommt darauf an, wie man Feiern definiert. Für Leute aus der Stadt ist das wahrscheinlich der Club oder die Bar. Für uns ist Feiern vor allem: Wir planen eine Aktion und sitzen danach noch zusammen und trinken was.

Sophia: Mit 16 waren wir öfter tanzen. Aber das Beste daran war eigentlich, dass wir uns davor bei jemandem getroffen und vorgeglüht haben. Jetzt würde ich sagen: Feiern ist, auf Volksfeste zu gehen.



Josef: Es gibt fast jedes Wochenende mindestens ein Jubiläumsfest von einer Feuerwehr im Umkreis. Da werden wir als Landjugend eingeladen und wissen manchmal gar nicht, zu welchem wir jetzt gehen sollen. Vor allem im Sommer mangelt es uns nicht an Feiermöglichkeiten.

Sophia: Und im Winter gehen wir dann auf die Weihnachtsmärkte in den kleineren Städten hier in der Umgebung.

Und wenn ihr in der Stadt seid: Fehlt euch dann etwas?

Josef: In der nächstgrößeren Stadt, in Ingolstadt, ist einfach der Hund verreckt. Da ist bei uns draußen so viel mehr los.



Interview: Johanna Bernklau Fotos: Landjugend Haunstetten

Sophia: Also ich studiere in Würzburg, da gibt es schon mehr Möglichkeiten zum Feiern, trotzdem fahre ich an den Wochenenden lieber nach Hause.

Josef: Klar, in vielen Städten geht mehr. Aber die Mentalität der Leute hängt eben extrem davon ab, was für Möglichkeiten sie haben. Ich pendle zum Studieren nach Ingolstadt und merke, dass

meine Kommilitoninnen und Kommilitonen oft gar keine Lust auf Feiern haben.

Ihr habt euch also eure eigenen Orte zum Feiern geschaffen?

Sophia: Die Landjugend hat ein Bankerl gesponsert. An dieser Bank treffen wir uns unter der Woche ab und zu noch auf ein Feierabendbier und sitzen zusammen.

Josef: Wir haben auch einen Bauwagen und ein Haisl, also Häuschen. Dort können wir uns ebenfalls treffen. Entscheidend ist für uns nicht der Alkohol, sondern dass wir gemeinsam eine gute Zeit haben.

Ihr organisiert auch ziemlich große Feste. Euer traditionelles Hopfenzupferfest fand bereits zum 45. Mal statt.

Josef: Hopfen wird in der Umgebung nur hier in Haunstetten angebaut. Das ist unser Alleinstellungsmerkmal. Mit dem Hopfenzupferfest wollen wir das feiern. Aber das ist auch immer ein Kraftakt, da hängt ziemlich viel Arbeit dran. Bei anderen Festen gibt's Bedienungen und Catering – wir machen das alles selbst mit unseren rund 50 aktiven Landjugend-Mitgliedern.

Sophia: Bei uns im Dorf gibt es nur noch zwei Hopfenbauern, im Nachbardorf einen. Mit dem Fest wollen wir auf die anstrengende landwirtschaftliche Arbeit aufmerksam machen. Wir sind mit dem Fest aufgewachsen, für uns als Kinder war das immer ein Highlight. Ich finde, dass die Generationen nach uns das genauso verdient haben. Und es macht ja auch Spaß, das zu organisieren, hinter der Bar zu stehen und den Leuten im Dorf etwas zurückzugeben.

Josef: Alle helfen mit, das schweißt einfach zusammen. Zu den Festen kommen auch immer Leute, die über Familie oder Freundinnen und Freunde einen Bezug zum Dorf haben.

Sophia, du warst vergangenes Jahr Hopfenkönigin von Haunstetten. Was bedeutet das für dich?

Sophia: Da ist schon ein gewisser Stolz dabei, auch wenn es nur etwas Symbolisches ist. Ich wurde oft angesprochen, woher ich denn komme und was ich vertrete. Mit dem Amt trage ich den Hopfen und die Landwirtschaft nach außen. Ich war auf unterschiedlichen Festen in Bayern eingeladen und einmal sogar in Südtirol.

Von außen wirken traditionelle Volksfeste schnell verstaubt und altbacken. Wie seht ihr das?

Sophia: Tradition heißt für uns, dass man die alten Bräuche weiterleben lässt und nicht vergisst. Schon unsere Eltern waren in der Landjugend und haben die Feste mitorganisiert.

Josef: Es gibt natürlich Traditionen, die zu Recht fragwürdig sind. Aber Traditionen gestalten letztendlich diejenigen, die sie leben. Und wenn die Leute cool drauf sind, können auch Traditionen cool sein.

Sophia: Ich glaube, es ist ein Vorurteil, dass wir im Dorf altbacken sind und Traditionen unreflektiert abfeiern. Wir sind ja auch eine neue Generation und hinterfragen alte Bräuche.

Josef: Zum Beispiel das Maschkera-Gehen zur Faschingszeit. Da ziehen die Teilnehmer verkleidet durchs Dorf und klingeln an den Häusern. Traditionell gehen dabei nur Männer mit. Wir diskutieren immer wieder, den Brauch für alle zu öffnen. Einige Frauen sind mittlerweile mit dabei, aber noch nicht die gesamte Runde. So entwickeln sich Traditionen mit der Zeit weiter.

Und wer nicht so auf Volksfeste oder Landjugend steht?

Sophia: Natürlich gibt es bei uns auch Leute, die das Vereinsleben mehr fühlen als andere. Das Dorfleben ist aber deutlich vielfältiger als nur Landjugend und Volksfeste. Viele Freundschaften entstehen ganz unabhängig von Vereinen, einfach weil man zusammen aufgewachsen ist. Deshalb gibt es auch einige, die nur gelegentlich bei Veranstaltungen dabei sind, weil sie andere Interessen und Hobbys haben. Das ist völlig normal und wird auch respektiert. Um bei uns mitzufeiern, muss man nicht in der Landjugend sein. Ich kenne das von meiner Schwester: Sie ist in der Landjugend nicht so verwurzelt, hilft beim Hopfenzupferfest aber trotzdem mit. Wieder andere ziehen ganz weg.

Josef: Das ist aber eher die Seltenheit.

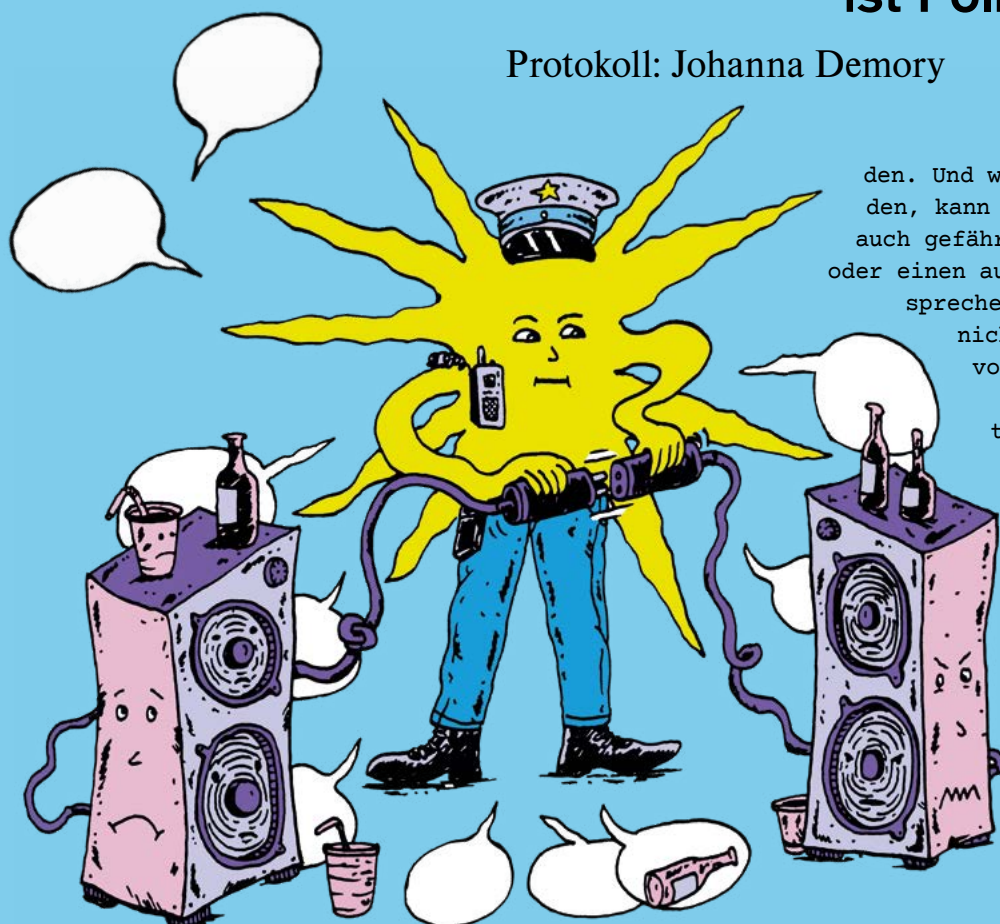


Arbeiten, damit
andere feiern
können Teil 2

Für die einen ist sie die
Partycrasherin, für die anderen
ein Mensch, der hilft. Antonia, 26,
ist Polizeikommissarin

Protokoll: Johanna Demory

Illustration: Alex Mages



Eine Geburtstagsfeier, zu der wir gerufen wurden, weil es zu laut war, ist mir besonders im Kopf geblieben. Es war schon früh am Morgen. Die Gäste waren friedlich und bereit, zu gehen. Nur die Gastgeberin hatte dafür kein Verständnis und wurde sogar handgreiflich. Einige Gäste haben uns daraufhin ebenfalls angegriffen.

Ruhestörungen kommen häufig vor. Meistens sind es harmlose Partys von Leuten, die Geburtstag oder einfach das Wochenende feiern. Wenn viele Menschen zusammenkommen und viel trinken, halten sie oft weniger Abstand. Ich habe schon erlebt, dass mir jemand so nahekommt, dass er mir in den Nacken atmet. Da fühle ich mich unwohl und gehe auf Distanz. Ich muss immer auf jede Situation gefasst sein.

Bei Jugendlichen erlebe ich oft eine Art Gruppendruck: Einer wird zum Sprecher auserkoren, und wenn der „frech“ zur Polizei ist, ziehen die anderen mit, weil sie es „cool“ fin-

den. Und wenn mehrere aggressiv werden, kann es für uns von der Polizei auch gefährlich werden. Es hilft, eine oder einen aus der Gruppe direkt anzusprechen. Dann schreie ich auch nicht gegen eine große Gruppe von Menschen an.

Natürlich lösen wir Partys nicht sofort auf. Ich versuche erst mal, mit den Leuten zu reden. Viele wollen erklären, warum sie feiern, wie sie feiern. Wenn sie merken: „Aha, das sind nicht nur Beamte, die uns mit Vorschriften kommen, sondern die hören uns wirklich zu“, bekommen wir eher Respekt. Ich glaube auch, vielen Feiernden ist gar nicht bewusst, wann sie andere stören.

Ein Gespür für Gefahrensituationen zu entwickeln ohne überzureagieren – das braucht einfach Erfahrung. Wir sind auch nie allein unterwegs. Ich habe viel von Dienstälteren gelernt.

Oft reichen kleine Dinge: bei der Musik den Bass rausnehmen, die Fenster schließen. Es gibt viele Möglichkeiten, weiterzufeiern, ohne andere zu stören. Mit meinen 26 Jahren werde ich nicht immer sofort ernst genommen. Mein Alter kann aber auch ein Vorteil sein. Wenn ich sage „Ich kann mich gut in eure Lage hineinversetzen“, dann glauben mir die Leute das oft.

Ich wünsche mir, dass man die Polizei nicht als „Gegner“ sieht, der einem den Abend verderben will. Wir kommen nicht einfach so, sondern weil es zu laut ist, es eine Rauferei gab oder etwas kaputtgegangen ist.

Wenn ich privat feiere, habe ich inzwischen immer ein halbes Auge darauf, wie die Stimmung gerade ist. Ich bin nicht mehr einfach nur Gast. Das kann ich auch nicht einfach abschalten. Nur weil Feierabend ist, bin ich nicht plötzlich keine Polizistin mehr.

Girls just wanna have fun

Text: Janna Degener-Storr,
Sarah Kröger
Fotos: Stephanie Leisten



Magdalena und Nele gehen gerne tanzen – am liebsten im Club Lido. Viermal im Jahr steigt dort eine Party, bei der Menschen mit Behinderung ausdrücklich willkommen sind

Körper wirbeln im Takt der Musik, Hände fliegen in die Luft. „It's my liife! It's now or never ...“, dröhnt es aus den Boxen. Manche tanzen Hand in Hand, andere trinken Bier, die meisten allerdings Limo oder Wasser. Menschen in Rollstühlen fahren vor und zurück und wippen mit ihren Oberkörpern im Rhythmus. Samstagabend im Lido, einem Club in Berlin Kreuzberg. Magdalena, 21, rosa Partyoutfit, schwarze Bauchtasche, tanzt ausgelassen.

Sie ist heute mit fünf Bekannten da. Zusammen losgezogen sind sie mit Ehrenamtlichen von „Einhorn im Kiez“ – einem gemeinnützigen Unternehmen, das unter anderem junge Menschen mit Behinderung zu Freizeitangeboten begleitet. Manche aus der Gruppe waren schon gemeinsam auf Einhorn-Ausflügen. Mal ging's in den Tierpark, mal zum Bowling – und natürlich zum Tanzen, so wie heute. „Die Musik macht Spaß“, sagt Magda, wie sie ihre Freundinnen und Freunde nennen. „Hier kann ich machen, was die anderen machen.“

Feiern gehört dazu

In Deutschland lebt fast jede zehnte Person mit einer Schwerbehinderung. Bei der Freizeitgestaltung haben junge Menschen – mit und ohne Beeinträchtigung – ähnliche Vorlieben. Mehr als zwei Drittel der jungen Menschen gehen gerne feiern. Das zeigt die Aktion Mensch in ihrem Inklusionsbarometer Jugend 2024. Laut der Förderorganisation hätten Menschen mit Beeinträchtigung jedoch weniger Möglichkeiten, gleichberechtigt teilzuhaben.

Dass Magda einfach so mit ihrer Gruppe im Lido feiern kann, hat einen Grund: Im Club ist heute „Dynamit“, eine Party, veranstaltet vom Verein dynamis. Viermal im Jahr soll so die Tanzfläche zu einem Schutzraum für Menschen mit Behinderungen werden. „Sachen für Kinder interessieren mich nicht mehr. Ich bin jetzt älter. Ich möchte Sachen machen, die für mich spannend sind“, sagt Magda.

Auf der Tanzfläche sind Menschen im Alter zwischen 20 und 60 Jahren vertreten. Glitzerhüte und Pailletten blitzen zwischen T-Shirts, Sommerkleidern und Karohemden auf. Magda hat heute schon ein paar bekannte Gesichter getroffen. „Ich freue mich immer auf die anderen“, sagt sie. „Hier ist man nicht die Einzige mit einem Handicap.“

Willkommen sind alle. Schließlich nennt sich die Party „inklusiv“. Allerdings: Viele Partygäste ohne Behinderung sind an diesem Abend nicht gekommen. „Es ist oft so, dass vor allem Teilnehmende, Betreuende und Eltern da sind“, erklärt Sina. Die 29-Jährige leitet die Gruppe schon seit zehn Jahren ehrenamtlich.



Das liege vielleicht an der Musikauswahl: Es wird vor allem Pop statt Techno gespielt. Auch die Uhrzeit spiele eine Rolle. Um 22:30 Uhr ist Schluss. Wenn andere erst zum Feiern losziehen, haben die Betreuerinnen und Betreuer Feierabend. Magda und die anderen müssen dann nach Hause. Beide wohnen noch bei ihren Eltern. Alleine weiterfeiern geht nicht. Sie sind auf Assistenz angewiesen.

Barrieren abbauen

Seit 2009 gilt in Deutschland die UN-Behindertenrechtskonvention. Sie verpflichtet dazu, Teilhabe und Gleichberechtigung für behinderte Menschen in allen Lebensbereichen zu ermöglichen. Menschen, die sich für mehr Inklusion einsetzen, sehen spezielle Angebote wie dieses deshalb oft kritisch: Sie wünschen sich, dass sich das gesamte Leben für sie öffnet und Barrieren nicht nur räumlich, sondern auch in den Köpfen abgebaut werden.

Demgegenüber steht der Wunsch nach einem Safe Space: „Die Partygänger wollen nicht angegafft oder blöd angemacht werden, weil sie vielleicht länger beim Bezahlen oder Laufen brauchen“, sagt Conny Smolny vom Veranstaltungsteam. Der Eintritt bei der „Dynamit“ kostet 2 Euro. Das können sich hier alle leisten. Magda arbeitet in einer Werkstatt für Men-



schen mit Behinderungen. Dort digitalisiert sie für Banken und Versicherungen Dokumente für das Archiv.

Wer hier beschäftigt ist, bekommt keinen Mindestlohn, sondern eine Art Taschengeld von durchschnittlich 233 Euro im Monat. Viele können davon nur leben, weil sie dazu noch Leistungen vom Staat bekommen. Nicht nur deshalb stehen Werkstätten in der Kritik. Magda muss zudem „Einhorn im Kiez“ bezahlen. Die Begleitung kostet 17,50 Euro in der Stunde. Da sie einen Pflegegrad hat, kann die Pflegekasse die Kosten übernehmen – etwa über den Entlastungsbetrag von 131 Euro im Monat oder über die Verhinderungspflege.

Weil sie täglich epileptische Anfälle bekommt, trägt Magda einen Helm. Dabei verkrampft sich ihre gesamte Muskulatur und sie stürzt zu Boden. Das ist ihr auch schon beim Tanzen passiert. Zehn, zwanzig Sekunden blieb sie liegen, bevor sie wieder ansprechbar war. Eine Betreuerin half ihr auf und gab ihr ein Glas Wasser. Kurz danach tanzte sie weiter.

Rund 15 Ehrenamtliche von dynamis sind an diesem Abend im Einsatz. Sie bringen die Rampe für Rollstühle an, räumen sie weg und unterstützen bei gesundheitlichen Problemen wie Kreislaufbeschwerden. „Viele im Team sind im Umgang mit Epilepsie oder Diabetes geschult und können entsprechend reagieren“, erzählt Smolny.

In einem anderen Club war Magda noch nie. Ob es ihr dort gefallen würde, kann sie nicht sagen. Wichtig ist ihr in jedem Fall, dass ihre Freundinnen und Freunde dabei sind. „Die kenne ich aus der Arbeit und aus der Schule“, sagt sie. Mit ihnen ist immer Party: auch beim Bowlen oder wenn sie sich zu Hause treffen.

Schutz im öffentlichen Raum

Ob das Nele auch so sieht? Die 20-Jährige, hellblaue Beanie und cremefarbenes T-Shirt, ist ganz in ihren Tanz versunken. Sie ist zierlich und einen Kopf kleiner als die meisten hier. Ihre Fingernägel sind bunt lackiert, an ihrem Handgelenk baumelt ein Freundschaftsbändchen. In einem Club ist sie heute zum ersten Mal. Mit ihren Eltern war sie aber schon bei Konzerten von Peter Dinklage und Mark Forster, erzählt sie. „Aber Disco mach ich auch zu Hause, mit meiner Musikbox.“ Dann übt sie Hip-Hop: „Ich gucke YouTube, manche erklären das da und dann mach ich es einfach mit.“



Eine große Frau reißt Nele aus dem Takt, will offenbar mit ihr tanzen. Körperkontakt mit der fremden Frau will sie nicht.

Sie weicht zurück, weiß nicht, wie sie reagieren soll, und sucht Blickkontakt zu einem Begleiter der Gruppe. Er kommt ihr zu Hilfe, streckt abwehrend die Hand aus – die Frau wendet sich ab.

Manche sehen solche speziellen Angebote kritisch

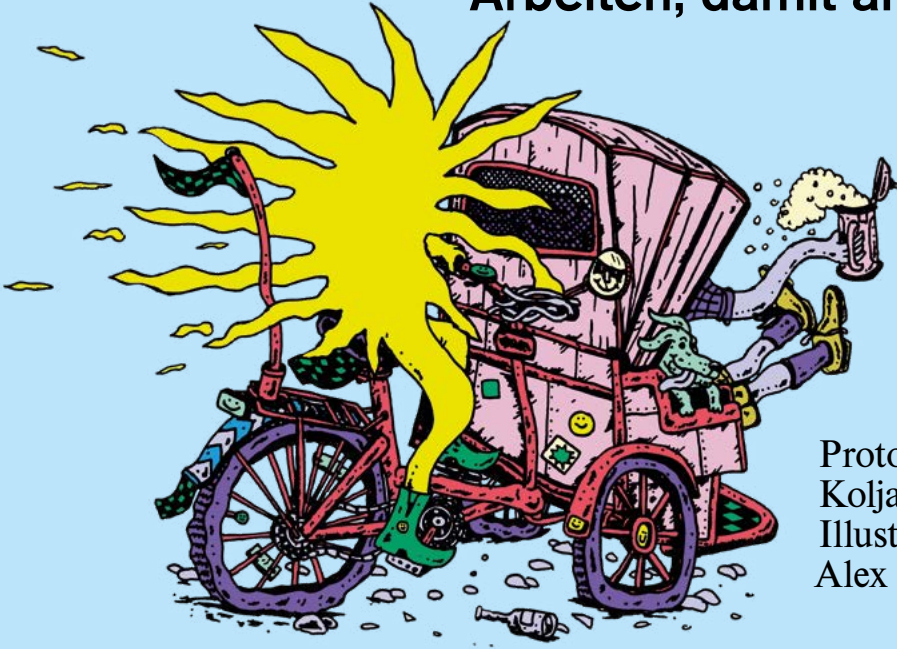
Auch Magda kennt solche Situationen. Sie ist froh, dass dann jemand da ist, der vermitteln kann. Einige hier sprechen nicht. Berührungen sind für sie wichtig, um in Kontakt zu treten. Anderen wiederum fällt es schwer, nonverbale Signale wie diese zu deuten und zu erwidern. Als zwei Bekannte von Magda immer wieder versucht hatten, Magda gegen ihren Willen zu kitzeln, wäre die Situation fast eskaliert. „Da hat mich Sina zum Glück zur Seite genommen“, erzählt sie.

Zwei bis drei Leute beobachten wegen der großen Bandbreite der Bedürfnisse an jedem Dynamit-Abend die Tanzfläche. Das sei eine Gratwanderung, sagt Smolny. Einerseits wollten die jungen Leute eine ganz normale Party erleben. Gleichzeitig müsse man sie aber schützen.

„Die meisten aus unserer Gruppe können Reize oft nicht gut filtern oder nehmen Medikamente. Deshalb sind sie schneller müde“, ergänzt Gruppenleiterin Sina. Räumt aber ein, dass es auch ein paar gebe, die bis morgens durchtanzen würden. Magda jedenfalls hat es heute nur wenige Minuten in der Chillout-Area ausgehalten und Sina zugerufen: „Ich bin wieder auf der Tanzfläche!“ ➡



Arbeiten, damit andere feiern können Teil 3



Protokoll:
Kolja Haaf
Illustration:
Alex Mages

**Veit, 35, eigentlich
Software-Entwickler
und Fotograf, fährt
seit zehn Jahren
Oktoberfest-
Touristinnen und
-Touristen mit einer
Rikscha durch
München**

Das Wichtigste für uns Rikschafahrerinnen und -fahrer ist der „Run“ so ab 22:30 Uhr, wenn mit Ausschankschluss alle rotzevoll aus den Festzelten strömen und in ihre Hotels oder weiter in After-Wiesn-Clubs wollen. Zu dieser Zeit bekommt man kaum ein Taxi, die U-Bahn ist völlig verstopft. Dann schlägt unsere Stunde.

Als Rikschafahrer muss ich ein Auge dafür haben, was genau passiert. Manche werden nach der vierten Maß garstig, manche total vergnügt und manche spendabel. Vergangenes Jahr habe ich zwei Start-up-Bros noch zu einem Club gefahren, unfassbar voll waren die. Und dann ist mitten auf der Straße die Schraube herausgesprungen, die mein Rad mit den Sitzen vorne verbindet. Die beiden sind vornüber auf die Straße geflogen. Hat denen aber gar nichts ausgemacht, sie waren total gut drauf, haben mich reichlich bezahlt und sind weitergetorkelt. So mag ich das.

Früher wollte ich die Passagiere bei Laune halten, aber mittlerweile bin ich nicht mehr so plauderfreudig. Bei rassistischen Kommentaren werde ich pampig. Solche Leute schmeiß ich dann aus meiner Rikscha, auch wenn sie es nur „lustig“ gemeint haben. Ich bin ein eher ruhiger Typ, aber ein-, zweimal bin ich richtig ausge tickt bei gewaltbereiten Leuten und habe die angeschrien. Die Stimmung kann schnell kippen – bei den Feiernden, aber bei mir auch.

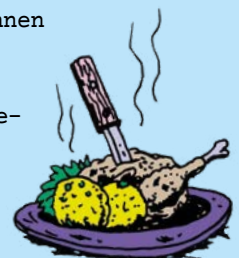
Als ich 2016 angefangen habe, wollte ich jeden mitnehmen, der mir vor die Nase lief. Bei einer meiner ersten Fahrten waren das drei Teenager. Ich hatte damals noch eine Rikscha ohne Elektromotor, bei der die Sitze hinten sind. Mit der habe ich mich dann den Giesinger Berg hochgequält. Als es auf einmal leichter wurde, habe ich gedacht: Jetzt hast du's raus!

Aber dann schau ich nach hinten – leere Rikscha. Ich höre nur noch ein Kichern aus den Büschen. Geld hab ich für diese Fahrt natürlich keines gesehen.

Beim Oktoberfest kommen an den Menschen Seiten zum Vorschein, die sonst vielleicht das ganze Jahr über geschlummert haben. Heute habe ich gelernt, einzuschätzen, wer entspannt ist oder wer Probleme machen könnte. Feilschen wollen natürlich alle. Man kriegt ein Gespür dafür, wer umgänglich ist. Meine Strategie: Einfach hoch einsteigen, so tun, als ob man sich überreden lässt, dann kommt man bei dem Preis raus, den man von vornherein wollte.

Ich kann nicht sagen, wie viel ich während der Wiesn verdiene. Das Außenstehenden zu verraten, ist tabu. Wir haben Angst, dass die Presse schlecht darüber berichtet und Leute neidisch werden. Aber ich sag mal so: Um in diesen 16 Tagen das Gleiche zu verdienen, müsste man wahrscheinlich irgendein CEO sein. Meine Rikscha leihe ich jedes Jahr von einem Bekannten aus, der mehrere besitzt. Er bekommt einen Anteil meiner Einnahmen. Man muss ein Reisegewerbe anmelden, um damit Leute transportieren zu dürfen. Körperlich ist das mit Elektromotor nicht mehr allzu anstrengend, aber ich arbeite bis spät in die Nacht, das zehrt schon an einem.

Ich kenne Rikschafahrerinnen und -fahrer, die ihr Geld selbst gerne im Bierzelt ausgeben. Aber ich muss gestehen, dass ich in meiner Freizeit nie auf die Wiesn gehen würde.



Hier lang bitte

Interview: Larissa Taufer

Wie verhalten sich Menschen in einer großen Gruppe? Und kann man sie steuern? Das erforscht Prof. Dr. Anna Sieben

Frau Sieben, wie geht's Ihnen auf Großveranstaltungen?

Die Forscherin in mir ist immer wach. Besonders interessiert mich, an welche sozialen Normen sich die Menschen halten. An Getränkeständen beispielsweise gibt es ja häufig keine geordneten Warteschlangen. Da lassen sich soziale Interaktionen gut beobachten: Manche warten ganz höflich, andere nutzen die Gelegenheit und drängeln sich vor.

Zu welcher Gruppe gehören Sie?

Ich bin zu sehr von meiner Forschung eingenommen und übermäßig höflich. Ich habe aber Kolleginnen und Kollegen, die nutzen Strategien, von denen sie wissen, dass sie funktionieren. Was übrigens nicht funktioniert: von der Seite zu kommen, wenn sich eine Traube gebildet hat. Da wird man abgedrängt. Die, die zentral zum Ziel stehen, sind erfolgreicher.

Sie erforschen das Verhalten von Menschen, wenn sie sich in großen Gruppen bewegen. Wie genau machen Sie das?

In erster Linie werten wir Videomaterial aus. Zum Beispiel, wenn am Bahnhof viele Leute in einen Zug ein- oder aussteigen und es Gedränge an den Türen gibt. Wir betrachten aber auch organisierte Mengen wie Warteschlangen an Ticket-schaltern oder vor der Sicherheitskontrolle am Flughafen.

Kolleginnen und Kollegen aus der Physik berechnen, wie schnell die Leute sind, wie dicht sie zusammenstehen, welche Dynamiken entstehen. Ich als Psychologin schaue mir eher an, wie sich einzelne Personen verhalten. Wir setzen auch Eyetracker ein. Sie geben Aufschluss darüber, wie sich Personen in einer Menge orientieren, wie sie das aus ihrer Perspektive wahrnehmen.

Kann denn das Verhalten einzelner Personen zum Problem für eine ganze Menge werden?

Ja, wenn dadurch Normen in Frage gestellt werden. An der Rolltreppe etwa gilt das ungeschriebene Gesetz: rechts stehen, links gehen. An Zugtüren: erst aussteigen lassen, dann einsteigen. Halten sich Menschen nicht an solche Normen, nehmen andere das als unfair wahr. Das bedeutet nicht, dass alle dann einfach mitmachen. Aber es kann eine Dynamik in Gang setzen, bei der auch andere ihr Verhalten ändern.

Wann wird eine Menschenmenge gefährlich?

Lange hielt sich der Mythos, dass eine Menge gefährlich wird, wenn Menschen Panik bekommen. Inzwischen weiß man: Das hat viel seltener mit menschlichem Verhalten als mit

räumlichen Gegebenheiten zu tun. Es ist die Kombination aus vielen, dicht stehenden Menschen und einer Bewegung, die einsetzt. Gut erforscht ist die Katastrophe auf der Love Parade 2010 in Duisburg.

Weil das Gelände damals überlastet war, staute sich die Menschenmenge im einzigen Zu- und Ausgangstunnel sowie auf der Rampe zum Veranstaltungsgelände. Damals gab es 21 Tote und mehr als 650 Verletzte.

Durch unzureichende Planung befanden sich viele tausend Besucherinnen und Besucher dicht gedrängt auf dem Weg zum und vom Festivalgelände. Als in dieser bereits gefährlichen Situation die Ersten über eine Treppe aus dem Gelände herauskletterten, strebten alle zu diesem schmalen Ausweg. Dadurch entstanden Wellenbewegungen, denen die Menschen hilflos ausgeliefert waren. Wir können mit unserer Forschung bislang jedoch nicht vorhersagen, in welchem Moment es wirklich gefährlich wird. Gedränge entsteht oft, weil Menschen, die von hinten ungeduldig drängeln, nicht wahrnehmen können, wie sich das auf Personen fünf oder zehn Meter vor ihnen auswirkt.

Welche Maßnahmen bei der Planung von Großveranstaltungen sind aus Ihrer Sicht sinnvoll?

Die Veranstaltungsbranche hat dazugelernt. Seit der Love-Parade-Katastrophe ist unglaublich viel passiert, in der Forschung und im Crowd Management. Beispielsweise kann ein Aftershow-Programm dafür sorgen, dass die Abreise gestaffelt stattfindet. Warteschlangensysteme, die auf Einlässe zuführen, machen den Einlass übersichtlich und fair, sodass wahrscheinlich weniger Leute drängeln. Diese müssen natürlich auf den jeweiligen Einsatz abgestimmt sein. Am Flughafen, unter Aufsicht der Grenzbeamtinnen und -beamten, reichen Gurtpfosten. Auf Konzerten hingegen müssen Absperrgitter auch mal sehr hohem Druck standhalten. Das bedeutet aber auch, dass manche Veranstaltungen aufgrund der gestiegenen Sicherheitsvorkehrungen gar nicht mehr stattfinden können, etwa weil Fluchtwege fehlen. ➔



Prof. Dr. Anna Sieben ist Sozial- und Kulturpsychologin an der Uni Wuppertal und am Forschungszentrum Jülich.

Deine Feste,

Text und Fotos:
Florian Kappelsberger

Oktoberfest



Florian: In München läuft die fünfte Jahreszeit. Bist du bereit fürs Oktoberfest?

Risha: Absolut! Als ich nach München gezogen bin, war all das für mich neu und aufregend. Ich bin in Gujarat in Indien aufgewachsen, einem dry state: Im ganzen Bundesstaat ist der Verkauf und Konsum von Alkohol illegal – außer für Besucherinnen und Touristen. Das Verbot ist inspiriert von den Lehren Mahatma Gandhis, der aus Gujarat stammte und Alkohol als moralisches wie soziales Übel betrachtete. In Delhi, wo ich auch gewohnt habe, ist Alkohol zwar erlaubt, aber es ist streng verboten, in der Öffentlichkeit zu trinken. Entsprechend war die deutsche Trinkkultur für mich erst mal fremd, aber ich habe mich daran gewöhnt.

Florian: Bist du mittlerweile zur Wiesn-Gängerin geworden?

Risha: Ich trinke kein Bier, also muss ich nicht unbedingt von morgens bis abends im Zelt stehen. Aber ich mag die Stimmung und die Outfits, besonders das Dirndl: die kräftigen Farben und die Bedeutung der Schleifen, deren Position als Code für den Beziehungsstatus gelesen werden kann. Es gibt nicht viele Gelegenheiten, an denen man in Deutschland traditionelle Outfits sieht.

Ganesh Chaturthi

Risha: Etwa zeitgleich findet Ganesh Chaturthi statt, die Feier zum Geburtstag des Gottes Ganesha.

Florian: Ich erinnere mich daran, wie wir das zum ersten Mal in Hamburg gefeiert haben: Wir haben zusammen Modak geformt, eine Süßigkeit aus Reismehl und Kokosraspeln, die als Lieblingsessspeise von Ganesha gilt. In der Nähe

des Hauptbahnhofs startete eine riesige Prozession mit der Ganesha-Statue, es gab Musik und Tanzperformances.

Risha: Und wir haben den halben Abend damit verbracht, den Priester aufzuspuhen, damit er unsere Modak weihet!

Florian: Was mir besonders gefallen hat: Man teilt die mitgebrachten Süßigkeiten mit allen, ob mit Freundinnen und Freunden oder mit Fremden.

Risha: Die Tradition dieser Opfergaben heißt Prasad. Die Opferspeise, die man dem Gott anbietet, wird hinterher an die Besucherinnen und Besucher verteilt. Es ist eine Art Segen.

Weihnachten

Florian: Das Vorbereiten der Modak hat mich an eine deutsche Tradition erinnert: Plätzchen!

Risha: Das war etwas Neues für mich, als ich zum ersten Mal mit deiner Familie Weihnachten gefeiert habe. Plötzlich stand ich in einem Raum, in dem fast zwanzig Boxen gelagert wurden – in jeder eine andere Plätzchensorte. Natürlich musste ich alle probieren! Mein Favorit sind die Walnussplätzchen mit Eierlikör.

Auch in Indien werden Geschäfte und Cafés zu Weihnachten dekoriert, man trifft sich mit Freundinnen und Freunden und isst Kuchen. Aber in meiner hinduistischen Familie war das nie ein Ding, Christen feiern das Fest. So richtig kannte ich die Traditionen nur aus Filmen.

Florian: Und hast du eine Lieblingstradition?

Risha: Ich liebe das Schmücken des Baums und die Weihnachtspullover. All das erinnert mich an das hinduistische Lichterfest Diwali: Man feiert mit seiner Familie, tauscht Geschenke aus, dekoriert

Risha ist in Surat
und Delhi
aufgewachsen,
Florian in der
bayerischen Provinz.
Hier sprechen sie
über indische
Fake-Hochzeiten,
Weihnachtspullover
und Pokern am
Feiertag

meine Feste

das Haus, isst gut und viel. Selbst wenn die Traditionen unterschiedlich sind, am Ende teilen alle Feste den gleichen Gedanken – der Sieg des Guten über das Böse.

Diwali

Florian: Stimmt, es gibt Gemeinsamkeiten. Ich wusste vorher wenig über Diwali. Wir hatten eine kleine, intime Feier mit Freundinnen und Freunden in München: Wir zündeten Diyas, also traditionelle Öllampen, an, aßen Süßigkeiten und spielten Karten. Poker am Feiertag, das war neu für mich.

Risha: Das ist eine alte Tradition: Der Legende nach spielte die Göttin Parvati in der Diwali-Nacht mit Shiva Würfel. So sollen alle, die an diesem Tag spielen, im neuen Jahr mit Glück gesegnet sein. In Indien ist Diwali der größte Feiertag. Er erinnert daran, wie der Gott Ram seine



Frau Sita befreite, die vom Dämon Ravan entführt worden war. Man feiert den Sieg des Lichts über die Dunkelheit – daher die Öllampen, Lichterketten und Feuerwerke.

Florian: Wie ist es für dich, Diwali in Deutschland zu feiern?

Risha: Ich habe jedes Mal Heimweh, wenn ich Diwali nicht in Indien verbringen kann. Unsere Feier in München war schön, wie eine Mini-Version des Fests.

Aber in Delhi ist es etwas völlig anderes: Die ganze Stadt leuchtet, über Wochen hinweg.

Eine falsche Hochzeit ...

Florian: Mein persönliches Highlight war die indische Fake-Hochzeit, die wir in Frankfurt besucht haben.

Risha: Das ist ein neuer Partytrend aus Indien: Die Generation Z will nicht unbedingt jung heiraten, aber trotzdem den Glamour einer Hochzeitsfeier genießen. Oft werden diese Motto-Partys von professionellen Veranstaltern organisiert. Gefeiert wird mit Freundinnen und Freunden – ohne die strengen Blicke von Tanten, die jedes Outfit kritisch mustern. Queere Paare feiern übrigens schon seit Jahrzehnten symbolische Hochzeitszeremonien mit religiösen Ritualen, da die gleichgeschlechtliche Ehe in Indien staatlich nicht anerkannt wird. Auch sie nutzen die Fake-Hochzeit, um ohne Stigma und familiären Druck zu feiern. Wie war die Feier in Frankfurt für dich?

Florian: Natürlich ist es nicht das Gleiche wie eine echte Hochzeit, aber es war ein toller Eindruck: traditionelle Outfits, Rituale wie das Bemalen der Hände mit Henna, Tanzwettbewerbe, Spiele. Lustig fand ich Joota Chupai. Hierbei werden die Schuhe des Bräutigams gestohlen und versteckt, er muss sie mit Geld freikaufen. Bei der Fake-Hochzeit gab es zwar kein Brautpaar, aber gespielt wurde trotzdem!

Risha: Es ist eine tolle Gelegenheit, um Freundinnen und Freunden ein Stück unserer Kultur zu zeigen. Und für einen kurzen Moment hatte ich das Gefühl, in Indien zu sein.

... und eine echte

Florian: Apropos: Du warst bei der Hochzeit meines Bruders dabei. Wie schneidet die deutsche Feier ab?

Risha: Es ist natürlich ein völlig anderer Maßstab. Indische Hochzeiten dauern mindestens drei Tage, man lädt Hunderte Gäste ein – auch deinen Friseur und seine ganze Familie. Nicht zuletzt ist damit auch ein gewisser



Druck verbunden: Viele Eltern sparen von Geburt ihres Kindes an für dessen Hochzeit. Im Gegenzug wollen sie stark mitbestimmen, wie die Hochzeit aussehen soll. Das Brautpaar muss auch für die Unterkunft von Verwandten aufkommen. Manche Paare verschulden sich sogar, um sich eine große Feier leisten zu können. Verglichen damit war die deutsche Hochzeit entspannt: Man feiert mit Freundinnen und Freunden und Familie, nach einem Tag ist alles vorbei. Es ist deutlich weniger stressig als eine indische Hochzeit mit ihren endlosen Ritualen, das Brautpaar kann den Tag viel mehr genießen.

Florian: Denkst du, deutsche Brautpaare können sich etwas von indischen Feiern abschauen?

Risha: Ich würde sagen, ihr könntet ein bisschen mehr Spaß haben. Ich liebe zum Beispiel die Tanzauftritte auf indischen Hochzeiten: Gäste treten auf, dafür studieren sie wochenlang Schritte zu Bollywood-Songs ein. Es geht schließlich nicht nur um schöne Fotos, sondern darum, den Moment zu feiern. ➔



Macarons bei Macron

Wie feiern
eigentlich Staaten?
Zu Besuch in der
Französischen
Botschaft
in Berlin

Text: Lena Fiedler
Fotos: Daniel Chatard

Kenny Abbey blickt durch die bodentiefe Fenster hinaus auf das Brandenburger Tor. Mitarbeitende sollen, so erzählt er, heute noch für den anstehenden CSD die Regenbogenflagge über dem Eingang der Französischen Botschaft befestigen. Eigentlich hängen hier nur zwei Fahnen: die französische Trikolore und die Europaflagge. So steht es im Protokoll, dem Regelwerk der Diplomatie: Es legt außerdem fest, wer zuerst die Hand gibt, wo Staatsgäste sitzen und welche Gesten politische Bedeutung haben. „Natürlich ist die Fahne politisch“, sagt Abbey. Ob die Regenbogenflagge zusätzlich zur Landesflagge gehisst wird, ist nicht allein eine Frage des Protokolls, sondern hängt von den Regeln und der Entscheidung des jeweiligen Staates ab. Frankreich hat sich dafür entschieden und setzt damit ein Zeichen, noch bevor der erste Gast eintrifft.

Die Französische Botschaft in Berlin vertritt die Interessen Frankreichs und der französischen Staatsangehörigen in Deutschland. Sie wird vom Botschafter geleitet, der den französischen Präsidenten vertritt. In der Botschaft arbeiten ca. 250 Menschen. Einer davon ist Kenny Abbey. Der 37-Jährige leitet die Residenz und damit den Amtssitz des Botschafters. Seit zehn Jahren organisiert er Staatsbankette, politische Empfänge und Besuche von Präsidenten, Ministerinnen und Diplomaten. „Wenn etwas auf der Welt passiert, spüre ich hier sofort die Folgen“, sagt er. In der Botschaft finden Treffen zu den unterschiedlichsten politischen Themen statt, von der Energiepolitik bis zum Krieg in der Ukraine.

Warum so groß feiern?

Wer in die Französische Botschaft eingeladen wird, soll nicht nur bewirtet werden, sondern Frankreich erleben. Am deutlichsten wird diese Inszenierung am französischen Nationalfeiertag, dem 14. Juli. Rund 900 Gäste kamen dieses Jahr in die Botschaft. Jede Abteilung habe die Möglichkeit, eine eigene Gästeliste zusammenzustellen. Ebenso der Botschafter selbst, der mit seiner Rede den wichtigsten Beitrag beisteuert. Unter den Gästen sind Botschafterinnen und Botschafter aus der ganzen Welt, Politikerinnen und Politiker aus Berlin

und andere Menschen, mit denen die Botschaft Verbindungen pflegt, etwa aus Wirtschaft oder Kultur. Ca. 30 Kellnerinnen und Kellner kümmern sich um Essen und Getränke, dazu waren 30 bis 40 Botschaftsmitarbeitende im Einsatz. Bezahlt wird die Feier zum Nationalfeiertag hauptsächlich von französischen und deutschen Unternehmen. Warum der Nationalfeiertag so groß gefeiert wird? Abbey lacht: „Muss man das klein feiern?“ Das Fest ermögliche der Botschaft, sich darzustellen und Beziehungen zu pflegen.

Die meisten Gäste betreten das Gebäude über den Nebeneingang. Nur Botschafterinnen und Botschafter fahren direkt vor den repräsentativen Eingang am Pariser Platz. Dort begrüßt Abbey sie persönlich. Bevor die Limou-

Couscous oder Tajine, die zur Kultur nordafrikanischer Länder zählen, werden nicht serviert

sine hält, wirft er einen Blick auf eine Tabelle. Die Ziffern auf den Diplomatenkennzeichen verraten ihm, welches Land gleich vorfährt. Den Namen des Gastes sollte man besser parat haben, bevor sich die Autotür öffnet.

Am Fuß der breiten Treppe wacht der französische Präsident Emmanuel Macron im DIN-A3-Format über den Empfang. An den Wänden hat der Künstler Niele Toroni rote, weiße und blaue Farbpunkte gesetzt. Die Farben tauchen überall wieder auf: auf Broschen, Servietten, kleinen Details der Einrichtung. Selbst der symbolisch für Frankreich stehende gallische Hahn steht als Dekoration auf einem Tisch. In der Botschaft ist nichts zufällig. Jede Entscheidung prägt das Bild Frankreichs in Deutschland.

Auf Tablettis warten süße Macarons in verschiedenen Farben. Und Champagner. Den gebe es immer, sagt Abbey. „Auch mittags.“ Er lacht. Das Dinner

ist der Zeitpunkt jeder Feier, bei der die meisten Fehler im Protokoll passieren können. Nicht darauf zu achten, wer keinen Alkohol trinkt, zum Beispiel. Oder keine Rücksicht auf Essgewohnheiten zu nehmen, die Gäste vorab bekannt gegeben haben. „Solche Fauxpas sind zu vermeiden“, sagt der Leiter der Residenz.

Wer sitzt wo?

Ein besonders heikler Moment des Dinners: die Sitzordnung. Im großen Salon steht eine ovale Tafel. Der Botschafter sitzt normalerweise mit dem Brandenburger Tor im Rücken. Ihm gegenüber lässt sich der Ehrengast nieder – mit dem besten Blick auf den Pariser Platz. Rechts des Botschafters sitzt der zweitwichtigste Gast, rechts vom Ehrengast der dritt wichtigste. Wer wie wichtig ist, ergibt sich aus einer festgelegten Hierarchie, die Abbey und sein Team offiziellen Dokumenten entnehmen. Sind Menschen gleichrangig, geht es nach dem Alphabet. Bleibt jemand kurzfristig weg oder erscheint unangemeldet, muss Abbey die gesamte Sitzordnung neu organisieren – und dabei die richtige Rangfolge einhalten.

„Wir sind hier, um die französische Kultur zu vertreten“, sagt Abbey. Deswegen werden ausschließlich französische Weine und Gerichte serviert. Ein Gericht wie Couscous oder eine Tajine, die zur Kultur nordafrikanischer Länder zählen, kämen daher nicht auf den Tisch, obwohl sie in Frankreich viel gegessen würden. Die Weine sind handverlesen. In Frankreich sei man stolz auf seine Küche. In Abbeyes Büro stehen einige Flaschen, die „noch durch meine Qualitätskontrolle müssen, bevor sie in den Weinkeller einziehen dürfen“, sagt er und lacht.

Bei Empfängen oder politischen Treffen dekoriert Abbey schlicht, aber achtet auf Qualität. Die Blumen kommen vom Floristen des nahe gelegenen Luxushotels Adlon. Von seinen Gästen hört Abbey häufiger, dass man in der Französischen Botschaft besser esse als bei den anderen. Und man feiere hier auch länger. Bei jedem Empfang, und sei er noch so klein, möchte Abbey den Gästen etwas zu trinken oder zu essen anbieten. „Auch wenn es nur eine Limo ist.“

Luxemburg feiert den Geburtstag
des Großherzogs immer am
23. Juni. Egal wer herrscht

Am „Koningsdag“ in Amsterdam ist alles orange

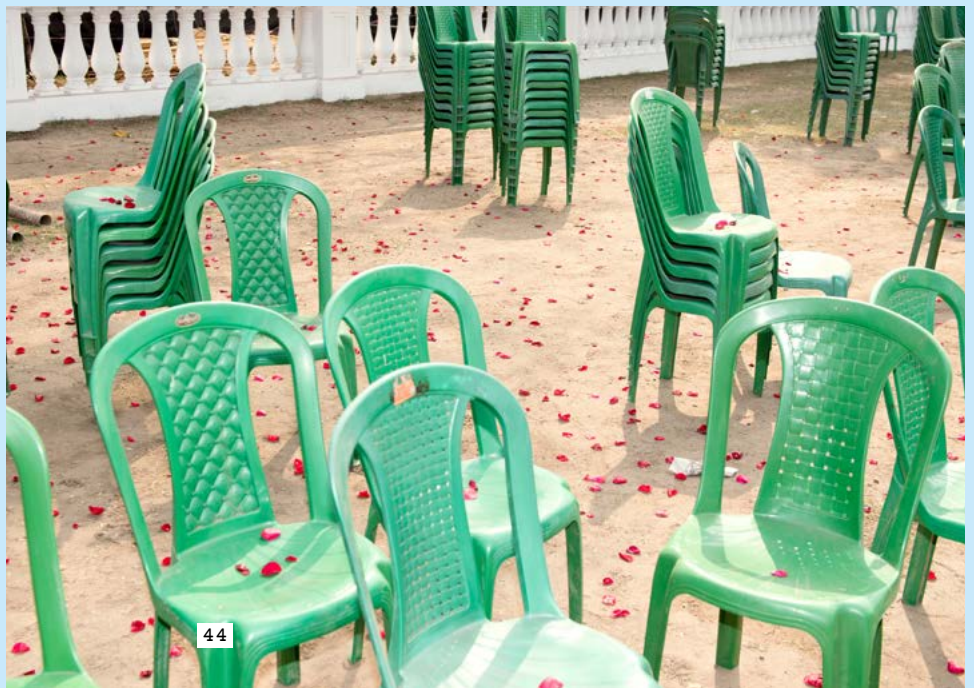


Oben: In Kalkutta wird die indische
Verfassung mit einer Parade gefeiert

Rechts: Paris erinnert an
den Beginn der Französischen
Revolution



Oben: Die Festa della Repubblica in
Rom findet jedes Jahr am 2. Juni statt



Rechts: Das Ende der Parade in Kalkutta

Arbeiten, damit andere feiern können Teil 4

Lea*, 18 Jahre, arbeitet als Animateurin in einem Hotel auf einer kanarischen Insel. Tanzen, Strandspiele und Bar-Besuche gehören zu ihrem Job – und ein dickes Fell



Protokoll: Mandoline Rutkowski

Illustration: Alex Mages

Nach meinem Abi wollte ich nur eins: raus aus meiner Heimatstadt. Erst habe ich als Animateurin in Griechenland gearbeitet, jetzt bin ich auf einer kanarischen Insel. Hier arbeite ich 40 Stunden die Woche in einem Hotel, mit zwei freien Tagen pro Woche. Ich bekomme eine Wohnung in der Nähe der Hotelanlage gestellt, die ich mir mit einer anderen Hotel-Animateurin teile, und verdiene etwas weniger als 2.000 Euro netto im Monat, wovon ich noch ein bisschen was sparen kann.

Die meisten Gäste im Hotel kommen aus Deutschland, einige auch aus den Niederlanden, England und Spanien. Mein Tag sieht so aus: vormittags Strandspiele, Dart oder Bogenschießen, nachmittags Aqua-Dance. Abends geht es dann weiter mit Quiz oder Tanzen, einmal die Woche besuche ich mit den Gästen ein paar Bars. Danach ziehe ich oft noch privat mit ihnen weiter. Solange wir nicht auf dem Hotelgelände feiern oder trinken, ist das erlaubt. Einmal war ich bis halb sechs Uhr morgens unterwegs.

Es kommt vor, dass Gäste flirty werden. Die Jüngeren sind meistens respektvoll. Ältere Männer machen manchmal anzügliche Sprüche. Ein Anfang-60-Jähriger hat mich mal gefragt, ob er mich „da unten“ befriedigen dürfe, ein anderer, ob ich nicht einen noch kürzeren Rock anziehen könne. Ich habe gelernt, eine gewisse körperliche Distanz zu den Gästen zu wahren und Gespräche oberflächlich zu halten. Wenn ich mich unwohl fühle, holen mich Kolleginnen und Kollegen aus der Situation. Einmal habe ich einen Gast an der Rezeption gemeldet. Dann greift das Hotel ein, verhängt zum Beispiel ein Alkoholverbot; im schlimmsten Fall fliegt er raus.

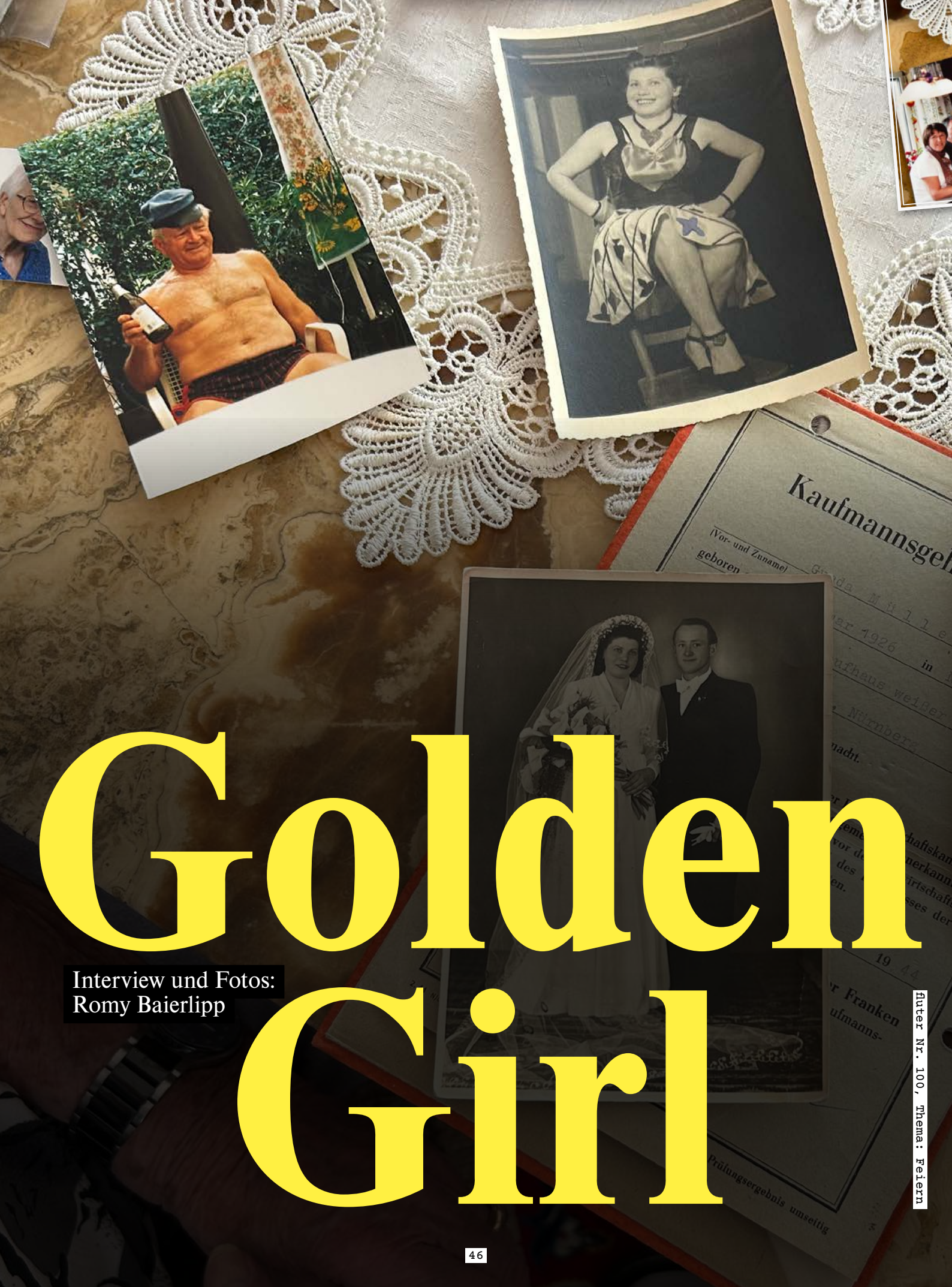
Für den Job sollte man offen, optimistisch, voller Energie sein. Gute Laune ist Pflicht. Ich bin ein positiver Mensch, aber auch ich wache manchmal gestresst auf. Wenn ich an solchen Tagen um 8:30 Uhr Aquafitness geben muss oder einen Tag frei habe, an dem ich niemanden zum Rumhängen habe, will ich nur noch nach Hause. Manchmal nervt mich auch die Eintönigkeit an der Arbeit: jeden Tag dieselben Spiele, nur die Gesichter wechseln. Und manchmal schreiben Gäste schlechte Bewertungen, obwohl ich mir viel Mühe mit dem Programm gegeben habe, oder ich versuche, Gäste zum Tanzen zu animieren, und niemand macht mit. Dann komme ich mir verarscht vor. An solchen Tagen fällt es mir schwer, weiterzulächeln.

Es gibt aber auch ganz viele tolle Momente. Eine 13-Jährige, die Streit mit ihrer Familie hatte, hat sich mir kürzlich anvertraut und mich dabei einfach so umarmt. Manche Gäste, die zwei oder drei Wochen da waren, fühlen sich fast wie Familie an. Eine ältere Dame umarmte mich zum Abschied und meinte, ich sei für sie wie ein Enkelkind. Wenn solche Menschen abreisen, bin ich traurig.

Es ist mir wichtig, nicht nur für die Arbeit hier zu leben. Ich habe Hobbys, mache zum Beispiel gerade einen Bachata-Tanzkurs, und treffe mich mit Freundinnen und Freunden, die ich beim Feiern kennengelernt habe.

Der Job hat mich verändert: Ich bin selbstbewusster und selbstständiger geworden. Früher hätte ich nie etwas allein unternommen, jetzt gehe ich allein an den Strand oder feiern. Ich würde gerne langfristig hier leben, aber dann in einem anderen Job.

* Name von der Redaktion geändert



Golden Girl

Interview und Fotos:
Romy Baierlipp

Inter Nr. 100, Thema: Feiern



Gunda Pauckner ist 100 Jahre alt und hat neben Krieg und Mauerfall auch viele Feste miterlebt. Hier verrät sie, warum ihr Feiern auch im Alter wichtig ist

Wie haben Sie Ihren 100. Geburtstag gefeiert?

Gunda Pauckner: Kräftig! Wir waren 21 Leute in einer Gaststätte in Nürnberg – meine Neffen, ihre Familien und Bekannte. Es war aufregend, auf mein langes Leben anzustoßen. Ich kann es ja selbst kaum glauben.

Was ist die erste Geburtstagsfeier, an die Sie sich erinnern können?

Da war ich vielleicht fünf oder sechs. Früher ist das nicht so groß gefeiert worden. Man hat eine Kleinigkeit bekommen, vielleicht ein Stück Kuchen, und hat sich gefreut. Das lief nebenbei.

Anfang 1933, kurz nach Ihrem siebten Geburtstag, kamen die Nationalsozialisten an die Macht.

Wie haben Sie das erlebt?

Als Kinder haben wir „Heil, heil“ gerufen, wenn die beim Reichsparteitag in Nürnberg aufmarschiert sind. Wir kannten es nicht anders – das war für uns halt der „Führer“. Gefeiert wurde da nicht. Im Rückblick war das einfach nur furchtbar.

Haben Sie während des Zweiten Weltkriegs überhaupt noch Geburtstag gefeiert?

An Geburtstage hat damals niemand gedacht, da fielen die Bomben. Mit 14 kam ich aus der Schule ins Pflichtjahr, nach der Lehre zum Arbeitsdienst. Wir wurden am Horchgerät, einem Richtungshörer, ausgebildet, um Flieger anzupeilen, und standen nachts Wache. Feiern kam uns nicht in den Sinn. Wir waren froh, wenn einmal kein Alarm war. Wir haben ja keine Nacht durchgeschlafen.

Hat es Ihnen gefehlt, unbeschwert zu sein?

Wir sind eben so aufgewachsen. Ich war eigentlich schon immer ein fröhlicher Mensch. Aber Geld war keines da, und der Krieg hat uns diese Jahre genommen. Mein älterer Bruder ist mit 22 Jahren gefallen. Das war eine furchtbare Zeit.

Wollte man nach Kriegsende 1945 erst recht das Leben feiern?

Sicher haben wir uns gefreut. Aber Nürnberg war völlig zerstört, wir waren ausgebombt und hatten nichts zum Anziehen. Ich habe in einem Kaufhaus für wenig Geld die Woche Schutt geräumt. Aber ab und zu sind wir losgezogen. Bei einem Tanzabend habe ich mit 21 meinen Mann kennengelernt. Er war bei der Marine und hatte überlebt.

Wie sahen später die Feste in den Wirtschaftswunderjahren der 1950er-Jahre aus?

Als wir 1950 geheiratet haben – wir waren danach 62 Jahre lang verheiratet –, haben wir mit über 30 Leuten in unserer kleinen Wohnung gefeiert. Dafür wurden die Möbel ausgeräumt, das Wirtshaus hat Bänke geliefert und die Mütter und

Tanten haben Klöße gerollt. Die jungen Männer haben drei Klöße auf einmal gegessen – wir waren ja alle noch völlig ausgehungert. Aber wir mussten sparen. Weggehen wie die Jugend heute gab es nicht, dafür fehlte das Geld.

Lange war das Bild der Frau stark von traditionellen Pflichten geprägt und ihre gesellschaftliche Eigenständigkeit sehr eingeschränkt.

Wie haben Sie diese Rolle als Frau damals erlebt?

Unterdrückt gefühlt habe ich mich nie, ich hatte einen guten Mann. Aber als er mal scherzte, ich hätte zu früh aufgehört zu arbeiten, habe ich mir heimlich eine Stelle als Schuhverkäuferin gesucht. Ich habe ein Jahr gearbeitet, bis wir uns das erste Auto kaufen konnten. Den Führerschein habe ich mir selbst bezahlt.

1968 gingen die jungen Leute auf die Straße, 1989 fiel die Mauer. Haben Sie solche historischen Ereignisse mitgefeiert?

Solche großen politischen Feste waren nie unsere Welt. Die 68er gingen an uns vorbei – wir wollten am Wochenende nach den harten Jahren einfach in die Natur. Beim Mauerfall haben wir uns natürlich riesig gefreut, weil mein Mann endlich seine alten Kameraden aus dem Osten wiedersehen konnte.

Wenn Sie heute im Fernsehen junge Menschen beim Feiern sehen: Was denken Sie?

Ich freue mich für sie und denke mir, dass das für uns damals auch schön gewesen wäre. Gleichzeitig hoffe ich, dass nie wieder ein Krieg kommt. Ich kann nur sagen: Schätzt eure Freiheit, lebt euer Leben und feiert, solange ihr jung seid! Im Alter zehrt man von diesen Erinnerungen.

Haben Sie denn noch Freundinnen aus alten Zeiten?

Nein, keine mehr, ich habe alle überlebt. Meine Jugendfreundin ist mit 34 gestorben, eine andere mit 67. Dass ich dafür meine Neffen und deren Frauen habe, ist mein ganz großes Glück. Wenn ich sie nicht hätte, wäre ich ganz verloren.

Nach allem, was Sie erlebt haben: Was macht für Sie ein wirklich gutes Fest aus?

Dass ich nicht allein bin. Sich sehen, gemeinsam essen. Dass wir heute in Frieden und Sicherheit zusammenkommen können, ist ein großes Geschenk.



YODOO

You only die once: Deshalb kann man schon mal darüber nachdenken, wie der eigene Tod gefeiert werden soll. Wir haben fünf junge Menschen aus verschiedenen Ländern gefragt

Yoselyn, 21 Jahre, Venezuela

Am liebsten wäre mir etwas Unkonventionelles, ohne mehrtägige Totenwache am offenen Sarg. Und ich möchte lieber verbrannt werden. Ich habe irgendwie Angst vor dem, was mit meinem Körper unter der Erde passiert, auch wenn ich schon tot bin. Mir gefällt auch der Gedanke nicht, ganz allein in einem Sarg auf einem Fried-

hof zu liegen. Stattdessen soll meine Asche von Menschen, die mir wirklich wichtig waren, am Strand oder in den Bergen verstreut werden. Das sind Orte, an denen ich mich jetzt besonders wohlfühle. Danach sitzen die Menschen, die mir nahestehen und wichtig sind, zusammen, tauschen Erinnerungen aus und trösten sich gegenseitig. Dazu Musik von Juan Luis Guerra. Die höre ich, seit ich klein bin, und sie gibt mir ein Gefühl von Ruhe und Frieden. Allzu teuer sollte die letzte Party nicht werden, höchstens 500 US-Dollar soll sie kosten. Das sind hier immerhin zwei Monatsmieten. Zu essen wären Asquerositos gut, also venezolanische Hot Dogs. Die liebe ich.

Malak, 19 Jahre, Ägypten

Ich möchte eine Zeremonie in einer Moschee, aber nicht so, wie es bei uns Tradition ist. Schwarz gekleidete Menschen, die stundenlang beten und zuhören, wie aus dem Koran gelesen wird, und dabei nicht lächeln dürfen, finde ich unpassend. Lieber wäre mir eine persönliche Feier, bei der die Menschen nicht traurig sind, wenn sie an mich denken. Wenn sie dabei richtig viel Spaß haben und tanzen, hätte ich insgeheim allerdings ein bisschen

FOMO. Würde ja so wirken, als würden sie mich nicht vermissen! Meine Gäste sollten miteinander sprechen und sich an unsere gemeinsame Zeit erinnern. Für mich ist eine Beerdigung sowieso eher für die Lebenden als für die Toten. Die Feier sollte in erster Linie den Menschen Frieden geben, die noch am Leben sind und um mich trauern. Deshalb möchte ich auch nicht, dass sich die Trauernden um Essen und Trinken kümmern müssen. Also gibt es Wasser und sonst nichts.

Rosa, 17 Jahre, Deutschland

Mein erster Gedanke war: viele Blumen und ein Grab! Ich liebe Blumen. Ich möchte begraben werden, damit es einen Ort gibt, an den Menschen kommen können, wenn sie sich an mich erinnern wollen. Mit einem farbenfrohen Grabstein. In meiner Vorstellung ist das Wetter schön und warm, sodass man draußen sein kann. Nach dem Begräbnis kommen meine Gäste zu einem sommerlichen Fest in unseren Schrebergarten. Mit Open End. Hier habe ich mit den meisten Menschen, die ich gerne dabei hätte, schon einmal gefeiert. Wir haben hier zusammen Kaffee getrunken, gegrillt und Pizza im selbst gebauten Ofen gebacken. So soll

Protokolle: Redaktion Meramo



Für eine verstorbene Gemüsehändlerin gab es in Ghana den passenden Sarg - in Form einer Okraschote

es wieder sein. Das hilft ihnen vielleicht, sich an mich zu erinnern, dass sie so über mein Leben nachdenken können und es feiern. Es soll keine laute Party sein. Das sind die Feiern hier nie, aber es wird immer viel gelacht. Mit leiser Musik im Hintergrund, was von Taylor Swift oder Olivia Rodrigo, meinen Lieblingsmusikerinnen. Ein bestimmtes Lied wünsche ich mir nicht. Das fände ich zu pathetisch.

Yan, 15 Jahre, Frankreich

Die Glocken läuten. Meine Familie und meine engsten Freundinnen und Freunde versammeln sich in unserer Kirche zu einem Gottesdienst und denken an mich. Sie tragen Klamotten, in denen sie sich wohlfühlen. Mir wäre am liebsten, sie kommen ganz schlicht und einfach. In die Zeremonie eingebettet wird dann das Lied „See You Again“ von

Wiz Khalifa. Das ist ein Song aus Fast & Furious 7. Die Filme mag ich. Das Lied handelt vom Tod, ist aber eben nicht nur traurig, sondern tröstet auch, erzählt von schönen gemeinsamen Erinnerungen und davon, dass es ein Wiedersehen gibt. Alles ist ruhig und friedlich, auch beim gemeinsamen Zusammensitzen zu Hause danach. Es wäre cool, wenn es Hot Dogs gäbe, denn das ist das einzige Gericht, das ich zubereiten kann, und außerdem kann man auf die Brötchen so ziemlich alles drauflegen, was man will.

Sarika, 24 Jahre, Thailand

Ich bin religiös und wünsche mir eine ganz traditionelle Zeremonie, deshalb soll meine Trauerfeier mehrere Tage dauern und auf jeden Fall in einem buddhistischen Tempel sein, nahe an meinem Wohnort. Jeden Abend werden Mönche ihre Ge-

sänge anstimmen. Meine gesamte Familie, Nachbarn, Freundinnen und Freunde werden im Tempel sein, traditionell in Schwarz oder Weiß gekleidet, sich austauschen, essen und trinken. Es werden viele Gänge gereicht, wie bei einem chinesischen Bankett, begleitet von traditioneller Instrumentalmusik. Es ist die letzte Gelegenheit, dass alle, die mir in meinem Leben begegnet sind, in dieser Konstellation zusammentreffen. Sie sollen mich gemeinsam bei diesem wichtigen Übergang in meine neue Existenz begleiten und unterstützen. Das darf auch etwas kosten. Bei uns ist es Tradition, dass sich alle Gäste an den Kosten der Feierlichkeiten beteiligen. Ich wünsche mir, dass meine Familie mindestens 250.000 Thai Baht (ca. 6.500 Euro) einsammelt. Das ist total viel Geld, mehr als viele Leute hier in einem ganzen Jahr verdienen.



Warum seid ihr wirklich hier?

Viele gehen mittlerweile ins Gym, aber warum eigentlich? Das hat – Spoiler – mit Muskeln zu tun, aber auch mit Freundschaft, Einsamkeit, Körperbildern und Leistungsdruck.

fluter.de/pumpen

Lotta ist noch da

Lotta ist 29 Jahre alt und an ME/CFS erkrankt. Unsere Autorin kennt sie aus

der Schulzeit, heute kann Lotta das Bett kaum noch verlassen. Einblicke in den Alltag mit einer Krankheit, die meist unsichtbar bleibt.

fluter.de/lotta

Durchgemacht

Unsere neue Videoserie zeigt Menschen, die das Land nachts am Laufen halten. Den Auftakt macht Wan, die wir eine Nacht lang in einer Bäckerei in Berlin-Neukölln begleitet haben.

fluter.de/nachtschicht

Vorschau

Na, wann hast du das letzte Mal die KI um Rat gefragt? Klar ist: Künstliche Intelligenz wirft die Frage auf, ob wir Menschen wirklich die Schlauesten sind. Dabei sind wir nicht alle gleich: Manche sind gut in Mathe, andere können besser Gefühle lesen. Wer legt eigentlich fest, wer oder was als clever oder dumm bezeichnet werden darf? Die Antwort darauf hat Folgen für uns alle. Was Intelligenz ausmacht und warum die Sache komplizierter ist als gedacht, damit beschäftigt sich der nächste fluter.

Impressum

fluter – Magazin der Bundeszentrale

für politische Bildung

Ausgabe 100, Thema Feiern

Herbst 2026

Herausgegeben von der Bundeszentrale

für politische Bildung

Bundeskanzlerplatz 2, 53113 Bonn

www.bpb.de

info@bpb.de

Tel. 0228/99515-0

ISSN 1611-1567

Redaktionsleitung

Bundeszentrale für politische Bildung:

Sabrina Gaisbauer (verantwortlich),

Ann-Kristin Schöne, Katharina Wellems

Meramo Verlag:

Carmen Freyas, Larissa Taufer

Bildredaktion

Andreas Bund

Art-Direktion und Layout

Claudia Costanza, Marie Demme, Vanessa

Mund, Viviane Schadde, Philipp Dittmar,

Sabrina Zeitler, Felicia Winterstein

Mitarbeit

Romy Baierlipp, Johanna Bernklau,

Kathrin Boehme, Janna Degener-Storr,

Johanna Demory, Lena Fiedler, Merlin

Gröber, Kolja Haaf, Florian Kappelsberger,

Klaus Harfmann, Anne Kreitlein, Sarah

Kröger, Annette Link, Dr. Nina Röder,

Jana Rogmann, Mandoline Rutkowski, Jona

Sändker, Florian Sievers, Judith von Plato

Dokumentation

Meramo Verlag GmbH

Korrektorat

Eva Wagner

Redaktionsanschrift/Leserbriefe

Bundeszentrale für politische Bildung

Referat 42, "fluter"

Bundeskanzlerplatz 2, 53113 Bonn

post@fluter.de

Redaktionelle Umsetzung

Meramo Verlag GmbH

Gutenstetter Str. 8d, 90449 Nürnberg

Geschäftsführer: Andreas Bund

Prokuristin: Kristina Ansorge

www.meramo.de

Aboservice

Druckhaus Kaufmann GmbH im Auftrag der

Bundeszentrale für politische Bildung

Raiffeisenstr. 29, 77933 Lahr

Tel. 07821/945-295, Fax 07821/945-22295

abo@heft.fluter.de

Kostenloses Abo bestellen, verlängern oder abbestellen:

www.fluter.de/heft-abo

abo@heft.fluter.de

Ein barrierefreies PDF/UA dieses Heftes

findest du auf fluter.de zum Download:

www.fluter.de/hefte

Nachbestellungen

Publikationsversand der bpb

Postfach 501055

18155 Rostock

Fax 038204/66-273

www.bpb.de/shop

Druck

Druckhaus Kaufmann GmbH im Auftrag der

Bundeszentrale für politische Bildung

Raiffeisenstr. 29, 77933 Lahr

Tel. 07821/945-0

info@druckhaus-kaufmann.de

www.druckhaus-kaufmann.de

Bildnachweise

Marc Asensio Clupés (S. 19-21), Romy Baierlipp

(S. 46, 47), Renke Brandt (U4), Daniel Chatard

(S. 42, 44), Liam Daniel/Netflix (S. 22), Leon

Joshua Dreischulte (S. 5-10), Merlin Gröber

(S. 4, 28-31), Hahn+Hartung (S. 50), Jana

Junker (S. 14, 15), Florian Kappelsberger (S.

40, 41), Said Karlsson (S. 16-18), Stephanie

Leisten (Cover, S. 35-37), Evgeny Makarov (S.

49), Luca Meola/Kontributor (S. 3), panom (U2),

Florian Sievers (S. 24, 25), Marc Strunz-Mi-

chels (S. 39), Anna Tiessen (U3), Landjugend

Haunstetten (S. 4, 32, 33)

Illustrationen

Alex Mages (S. 4, 11, 26, 27, 34, 38, 45)

Papier: Dieses Magazin wurde auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleichtem Papier gedruckt.

Ausführliche Informationen zu Datenschutz und Betroffenenrechten findest du hier:

www.fluter.de/datenschutz

BERLIN, BERLIN – wir fahren nach BERLIN!



Der Schülerwettbewerb zur politischen Bildung startet wieder: Ein Projekt wählen, bis 3. Dezember einreichen und gewinnen (zum Beispiel eine Klassenfahrt nach Berlin). Jetzt weitersagen oder ab Klasse 4 aller Schulformen direkt mitmachen!
www.bpb.de/lernen/angebote/schuelerwettbewerb/



Täglich *tiefer* blicken



Auf fluter.de gibt's immer
was Neues